



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

DER ABENTEUER FLUSS

Lois Walfrid Johnson



5 DAS GEHEIM- ZEICHEN

Lois Walfrid Johnson

ist Autorin von 38 Büchern. Ihre Werke sind in zwölf Sprachen übersetzt worden und haben viele Preise gewonnen. Doch für Lois ist das Wissen, dass die Leser ihre Bücher mögen, die schönste Auszeichnung. Lois und ihr Mann Roy haben ihre Wahlheimat in Minnesota, USA, gefunden, zu ihrer Familie zählen drei mittlerweile verheiratete Kinder.

Um mehr über Lois und ihre Bücher zu erfahren, besuche ihre Website www.lwjbooks.com.

1. Auflage 2017

Originaltitel:

Mysterious Signal / The Freedom Seekers # 5

© 2013, 1998 by Lois Walfrid Johnson

Moody Publishers

820 N. LaSalle Boulevard

Chicago, IL 60610

USA

© der deutschen Ausgabe 2017

by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Franziska Sägesser

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Andreas Fett, Meinerzhagen

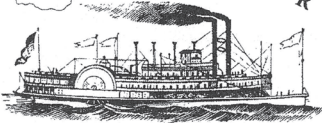
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256175

ISBN 978-3-86699-175-0

Herzlichen Dank und meine Hochachtung
euch allen, meinen Lesern,
die wie Libby, Caleb und Jordan
den Herrn immer besser kennenlernen
und ehren wollen!

Der obere
Mississippi
 1857

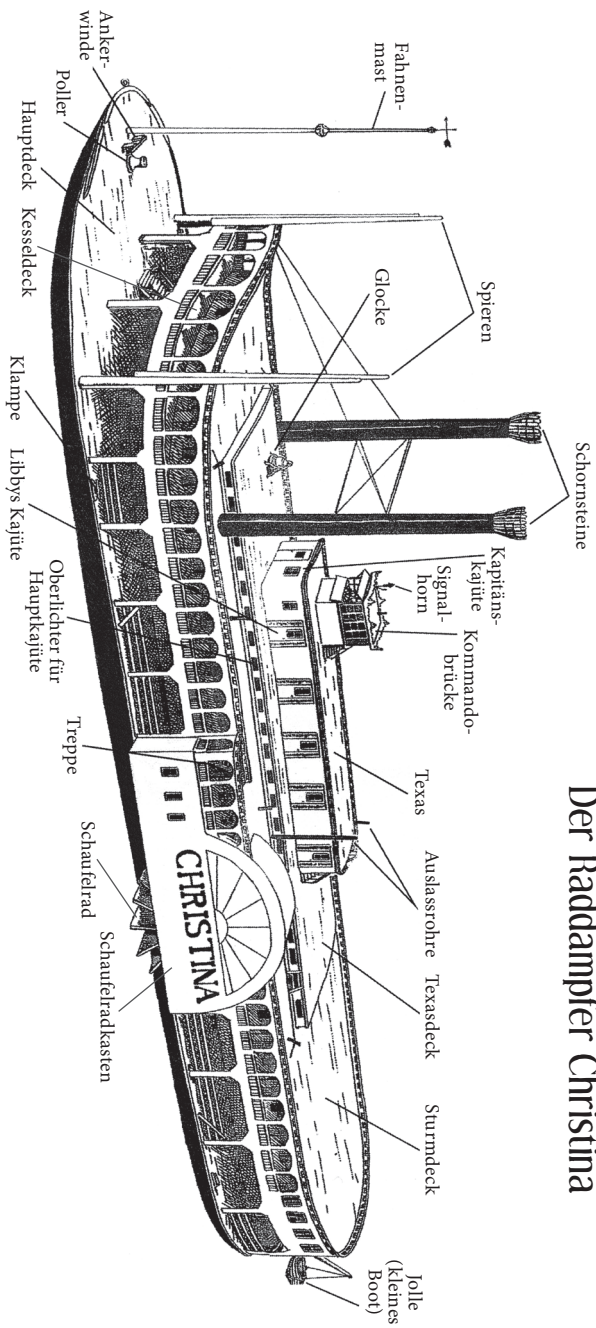


0 100 200
 Kilometer

Inhalt

Lauft um euer Leben!	10
Peters Furcht	21
Knastbruder!	32
Libbys rote Haare	40
Wenn man ein Junge ist	49
Die Jakobsleiter	57
Das fehlende Geld	71
Geheimnisvolle Lieferung	85
Libbys Einkaufstour	95
Das schreckliche Telegramm	108
Die »Gib-nie-auf-Familie«	121
Tante Vis Drohung	133
Die flüchtigen Sklaven von Quincy	148
Geheime Ladung	162
Schritte in der Nacht	176
Der Schrei eines Babys	187
Stromschnellen	196
Gefährliche Durchfahrt	207
Das Versteck	219
Überraschung in Galena	229
Annikas Decke	240
Danksagung	248

Der Raddampfer Christina



Abraham Lincoln, John Jones, Allan Pinkerton, Jesse Fell, Harriet Bishop, John K. Van Doorn, Avery Turner, Asa Turner, Frederick Douglass, Leutnant Robert E. Lee und Kapitän Philip Suiter sind historische Figuren, die in den 1850er-Jahren lebten. Alle anderen Figuren sind jedoch erfunden, und jegliche Ähnlichkeit mit lebenden oder verstorbenen Personen ist rein zufällig.

Die Stadt North Bloomington, Illinois, die in einer Gegend gegründet wurde, die – wegen des Aufeinandertreffens zweier Eisenbahnlinien auch als *Junction* (»Kreuzung«) bekannt war – heißt nun *Normal*, nach der *Illinois State Normal University*.

Lauft um euer Leben!

»Pssst!«

In der nächtlichen Dunkelheit war ein Flüstern zu hören – ein so leises Flüstern, dass Libby Norstad sich fragte, ob sie es sich nur eingebildet hatte. Doch dann trug der Nachtwind es ein weiteres Mal an ihr Ohr.

»Pssst!«

Ein paar Meter vor Libby ging ein schlanker Mann voran – ein freier Schwarzer, der die Verstecke gut kannte. Von Schatten zu Schatten führte er die anderen fünf. Er nutzte alle dunkleren Flecken – jeden Strauch, jeden Baum, jede Wand und jeden Zaun –, um sie vor neugierigen Blicken zu schützen.

Von ihrer Position fast am Ende dieser Gruppe aus zählte Libby. Zuerst ihr »Schaffner« – der Mann von der »Untergrundbahn«, der flüchtige Sklaven von einem sicheren Ort zum nächsten führte. Dann Jordan Parker, ein entlaufener Sklave. Hinter ihm Jordans Vater Micah Parker, ein recht großer Mann. Micah war erst vor Kurzem entkommen und stand bei vielen Sklavenfängern, welche die auf seinen Kopf ausgesetzte Belohnung einstreichen wollten, auf der Liste. Ihm folgte der zehnjährige Peter Christopherson, dann Libby und zuletzt, auf leisen Sohlen, Caleb Whitney.

Springfield, dachte Libby. Springfield, Illinois. Wo können Jordan und sein Vater bloß in Sicherheit sein?

»Geht genau dann weiter, wenn ich auch weitergehe«, wies der »Schaffner« sie an, mit einer so leisen Stimme, dass Libby die Ohren spitzen musste. »Lauft

genau dann, wenn ich laufe. Tretet genau auf die Stellen, auf die ich trete.«

Jordan drehte sich kurz um, und sein Gesicht wurde vom Mondlicht beschienen. Trotz der Gefahr schienen seine Augen vor Freude zu leuchten. Er war wieder bei seinem Vater!

Dann richtete Jordan seinen Blick erneut nach vorn und ging geräuschlos weiter. Als ob sie nur eine einzige Person wären, folgten er und sein Vater dem Mann, der flüchtige Sklaven in die Freiheit führte.

Plötzlich bellte ein Hund. Die Nachtluft war auf einmal angstgeladen. Aus der Nähe antwortete ein anderer Hund mit einem tiefen Knurren.

Einen Augenblick lang hielt der »Schaffner« der »Untergrundbahn« inne. Von einer Person zur nächsten wurde sein Flüstern weitergegeben: »Jetzt oder nie! Lauft um euer Leben!«

Im Schein der Mondsichel duckte sich der »Schaffner« und ging unter einer Reihe von Sträuchern hindurch. Jordan und sein Vater folgten ihm dicht auf den Fersen. Hinter ihnen schlich Peter Christopherson; er war der Jüngste von allen, doch voller Mut. Unter den Ästen hindurch duckte sich Peter und hielt mit Jordans Vater Schritt.

Dann kam Libby, sie krabbelte auf Händen und Knien durch den Dreck. Unter der Hecke kroch sie durch ein Loch in einem Zaun. Auf der anderen Seite rannte sie auf einen Hund zu, der tief knurrte.

Als Libby näher kam, sprang der Hund so weit, wie es seine gespannte Leine erlaubte. Voller Schrecken rannte Libby weiter. Die anderen vor ihr waren bereits

nur noch Schatten, die weit vor ihr um ihr Leben liefen. Beim Rennen hörte Libby nur Calebs leise Schritte hinter sich.

Hinter Caleb bellte der Hund erneut. Nun erkannte Libby, was für ein Hund das war – ein Bluthund, der seinen Besitzer zu wecken versuchte. Der Bluthund wollte unbedingt losgelassen werden; er war darauf abgerichtet worden, entlaufene Sklaven aufzuspüren und sie davon abzuhalten, in die Freiheit zu gelangen.

Einen Häuserblock weiter vorne war in der Dunkelheit undeutlich eine große Scheune zu erkennen. Nur einen kurzen Augenblick zögerte der Mann, der die Gruppe anführte. Dann stieß er eine Tür auf – ein gähnendes Loch, das sogar in der Nacht dunkel und leer aussah. Während ihr Anführer zur Seite trat, verschwand Jordan in der Scheune, gefolgt von seinem Vater, Peter, Libby und Caleb.

Drinne war die Dunkelheit noch undurchdringlicher. Libby wartete und lauschte. So leise, dass sie es beinahe überhört hätte, schloss sich die Tür hinter ihnen.

»Kommt!«, ertönte die leise Stimme.

Noch immer kein Licht – und auch kein anderer Laut als nur seine Stimme. Dann griff eine Hand nach Libbys Hand. Als Libby sich daran festhielt, spürte sie, wie Peter zog, und bemerkte, dass sie Teil einer Kette geworden war. In der Dunkelheit vorwärtsgezogen gingen sie jetzt schneller, da die Person am vorderen Ende die Richtung vorgab.

Augenblicke später blieben sie stehen.

»Wartet!«, flüsterte der Mann. »Rührt euch nicht von der Stelle!«

Libby lauschte. Alle ihre Sinne waren wach. Von irgendwo in der Nähe hörte sie Tiere atmen. Dann stampfte ein Pferd mit einem Huf. Ohne etwas zu sehen, nahm Libby Bewegungen um sich herum wahr. *Ein Mietstall?*, fragte sie sich. *Ein Ort, an dem man Pferde reiten oder auch mieten konnte?* Da war sie sich fast sicher.

Erneut wurde eine Tür geschlossen. »Ruhe! Seid still!« Das Kratzen eines Streichholzes. Dann das schwache Licht einer Kerosin-Laterne, die von einem Nagel an einem riesigen Balken herunterhing.

Libby sah sich um und stellte fest, dass sie in einem Innenraum des Stalls waren. Sofort bemerkte sie, dass kein Licht durch die Spalten bis zu den Außenfenstern gelangte. An zwei Wänden befanden sich Heuhaufen, auf denen man sich ausruhen konnte. Ein Wassereimer und eine Blechtasse standen in der Nähe.

Als Caleb sich zu den Männern gesellte, setzte sich Libby neben Peter aufs Heu. Ihr Herz pochte immer noch wie wild und erinnerte Libby daran, wie schnell sie vorhin durch die Dunkelheit liefen.

Vor fünf Monaten, im März 1857, war Jordan Parker aus der Sklaverei entkommen. Danach, vor weniger als zwei Wochen, war auch Jordans Vater, Micah, über den Mississippi in den freien Staat Illinois geflohen und entkommen.

Frei, dachte Libby. Aber nicht in Sicherheit. Nicht einmal hier in Springfield, der Hauptstadt von Illinois.

Wegen der Gesetze über flüchtige Sklaven durften Sklavenfänger entlaufenen Sklaven in freie Staaten folgen. Dort konnten Sklavenfänger einen Trupp zusammenstellen, um entlaufene Sklaven einzufangen und zu

ihren Besitzern zurückzubringen. Seit Beginn seiner Flucht versteckte Jordans Vater sich ständig vor Männern, welche die große Belohnung einstreichen wollten, die auf seinen Kopf ausgesetzt war.

Vor weniger als einer Stunde waren Libby und ihre Freunde in dem Haus in Springfield, in dem sie untergebracht waren, geweckt worden.

»Wir werden beobachtet«, sagte die Frau, die sie beherbergte. »Jordan und sein Vater müssen sich auf den Weg machen, solange sie noch können.« In der nächtlichen Dunkelheit jener zweiten Augustwoche hatte ihr Mann einen Beobachter entdeckt, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite an eine Scheune geschmiegt stand, aber dennoch gut zu sehen war.

Libby hatte sich schnell angezogen und im Dunkeln ihre wenigen Habseligkeiten zusammengerafft. In der Küche war nur eine Kerze angezündet. Schwere Vorhänge verbargen ihre Flamme vor der Außenwelt.

Jordan und Micah Parker warteten bereits. Zusammen mit Caleb und Peter hörte Libby auf den »Schaffner«.

»Bis jetzt ist erst *ein* Mann da, der uns beobachtet«, informierte er die Gruppe. »In Kürze werden es drei, vier, fünf oder sogar ein Mob sein. Jemand wird mit einem Durchsuchungsbefehl aufkreuzen. Wir schleichen uns auf der anderen Seite des Hauses hinaus, solange wir noch können.«

Der »Schaffner« blickte ihnen fest in die Augen, um sicherzugehen, dass sie ihn verstanden. »Tut genau das, was ich tue. Ihr müsst leise sein und mir augenblicklich gehorchen.«

Libby warf Peter einen Blick zu und hielt sich einen Finger vor die Lippen, wie um »Pssst!« zu sagen. Peter nickte; er hatte verstanden.

Wenige Augenblicke später führte der »Schaffner« sie durch die Dunkelheit zur Tür hinaus. Nun, erst wenige Minuten nachdem sie den Mietstall erreicht hatten, kam Libby diese Flucht wie ein Albtraum vor. Erschöpft saß sie auf einem Heuhaufen in dem versteckten Raum und lehnte sich vor, um zu lauschen.

»Ihr müsst Springfield sofort verlassen«, wandte sich der freie Schwarze an Jordan und Micah. Unter der Laterne steckten sie die Köpfe zusammen und sprachen ganz leise.

»Ich und Daddy gehn müssen nach Chicago«, antwortete Jordan.

»Dann Sorge ich dafür, dass ihr beide nach *Junction*, North Bloomington kommt«, sagte der Mann. »Zwei Eisenbahnlinien kreuzen sich dort. Ihr könnt einen Zug nehmen und im Nu in Chicago sein.«

Obwohl der »Schaffner« jetzt eine echte Bahn meinte, gingen flüchtige Sklaven häufiger zu Fuß oder reisten auf andere Weise. Das Wort *Untergrundbahn* stand für die geheime Route, auf der entkommene Sklaven von einem sicheren Unterschlupf zum nächsten gelangten. Oft waren die »Bahnhöfe« der »Untergrundbahn« etwa zwanzig Kilometer voneinander entfernt – eine Strecke, die Pferde gut in einer Nacht hin und zurück bewältigen konnten.

»Wir gehen jetzt los, und ich bringe euch so weit, wie ich kann«, erklärte der Mann.

Doch Jordan sah besorgt aus. »Was ist mit dem Geld,

das wir gefunden haben?«, fragte er Caleb. Jordans Kirche in Galena, Illinois, hatte hart dafür gearbeitet, um Geld für flüchtige Sklaven zu sammeln, damit diese über den Lake Michigan nach Kanada gelangen konnten. Kurz nachdem die Kirchenmitglieder Jordan damit beauftragt hatten, das Geld nach Chicago zu bringen, wurde es gestohlen. Nach einer langen Suche fanden Libby, Jordan und Peter das Geld zusammen mit anderem Geld, das Libbys Vater gestohlen worden war. Zur Sicherheit hatten sie es auf der Polizeiwache von Springfield hinterlassen.

»Ich hole das Geld«, entschied Caleb.

»Mit dem Pferdewagen brauche ich etwa acht oder neun Stunden, wenn ich die Pferde problemlos wechseln kann«, erklärte der »Schaffner«. »Wenn du den Morgenzug von Springfield nimmst, kannst du Jordan und Micah etwa um elf Uhr in North Bloomington treffen. Es gibt bei *Junction* mehr als einen Bahnhof. Suche sie im Frachtraum des Bahnhofs der Eisenbahngesellschaft *St. Louis, Alton & Chicago Railroad*.«

»Was ist, wenn wir Hilfe brauchen?«, fragte Caleb. Seit er neun Jahre alt war, arbeitete er bei Libbys Vater als Schiffsjunge und zusätzlich auch als »Schaffner« der »Untergrundbahn«. Nun war Caleb vierzehn, beinahe fünfzehn Jahre alt und war darin geübt, flüchtigen Sklaven auf der Reise von einem sicheren Ort zum nächsten zu helfen.

»Ich habe einen Freund im Gepäckraum des Bahnhofs, der euch helfen wird«, antwortete der Mann. »Wenn er nicht dort ist, haltet nach einem Zeichen Ausschau. Findet selbst ein sicheres Haus.«

»Ein sicheres Haus?«, platzte Libby heraus, obwohl sie wusste, dass sie nur zuhören sollte.

»Einen Bahnhof der ›Untergrundbahn‹. Einen Ort, an dem flüchtige Sklaven versteckt werden, bis sie ungefährdet weiterreisen können.«

Ungefährdet, dachte Libby. *Sicher*. Die Worte hörten sich gut an.

»Beeilt euch nun«, mahnte der »Schaffner« mit leiser Stimme. »Geht nicht zu nah an die Fenster.« Die Tür, die er berührte, öffnete sich auf gut geölten Scharnieren. Der »Schaffner« ergriff die Laterne und ging in den Hauptteil des Stalls.

Als Libby ihm folgte, suchte sie zuerst nach den Fenstern. Obwohl der Rest des Mietstalls in gutem Zustand und sauber war, waren die Fensterscheiben von einer dicken Schicht Dreck, Spinnweben und Strohhalmen bedeckt. Libby vermutete, dass sie seit Jahren nicht mehr geputzt worden waren – wahrscheinlich aus gutem Grund.

Gebückt huschten Jordan und Micah Parker durch die matt beleuchtete Scheune. Zwei kräftige, geschmeidige Pferde waren bereits vor einen Bauernwagen gespannt. Libby wusste genau, warum genau diese beiden Pferde ausgewählt worden waren. Wenn sie mit ihren langen Beinen ausholten, konnten sie wahrscheinlich vor jedem anderen Pferd davonlaufen, das zu folgen versuchte.

Die Pferde waren vor einen ungewöhnlichen Wagen gespannt – Libby hatte noch nie einen solchen Wagen gesehen. Jordan und Micah krochen unter eine Abdeckung, die wie ein echter Boden aussah, sich

jedoch über dem eigentlichen Boden des Wagenbetts befand. Nun lagen Jordan und Micah ausgestreckt nebeneinander auf der kleinen Fläche.

Der Fahrer schloss die Abdeckung und wies Libby, Caleb und Peter lautlos an, in den hinteren Teil des Wagens zu klettern. Als er den Pferden zuschnalzte, setzten sie sich in Bewegung. Dann warteten sie, bis der Mann die Stalltore geschlossen hatte. Kurz darauf sprang er auf den Vordersitz, nahm die Zügel und schnalzte nochmals. Die Pferde gingen langsam im Schritt, weil dies weniger Lärm verursachte als wenn sie traben würden.

Sie hatten erst eine kurze Strecke zurückgelegt, als Libby erneut Hundegebell hörte. Das Herz rutschte ihr in die Hose, doch Caleb schüttelte den Kopf und flüsterte: »Keine Sorge!«

Dann bemerkte Libby Peters Gesichtsausdruck. Regungslos saß er da und starrte in die Nacht. Er beobachtete alles immer ganz genau und nahm auch minimale Änderungen in Gesichtsausdrücken wahr, die ihm zu verstehen halfen, was los war. Doch da Peter taub war, hatte er die Hunde nicht gehört.

Ist er deshalb weniger ängstlich?, fragte sich Libby. Sie streckte die Hand aus und berührte Peters Hand. Sie war trotz der warmen Nacht kalt. Vielleicht erschienen beängstigende Dinge noch furchteinflößender, wenn man nicht hören konnte. Libby zeigte auf die Schiefer tafel, die Peter in einer Tasche trug, die er sich über die Schulter gehängt hatte – wie um zu versprechen: »Ich erklär's dir gleich.«

Kurze Zeit später hielt der Fahrer die Pferde in der

Nähe einiger Bäume an. »Wisst ihr, wo ihr seid?«, flüsterte er.

Auf den Knien blickten Libby, Caleb und Peter über die hohen Seitenwände des Wagens. Einen Häuserblock weiter unten befand sich ein Bahnhofsgebäude mit einem großen Schild, auf dem *Springfield* stand. Neben dem Gebäude verliefen Schienen, die in der Dunkelheit verschwanden.

Erneut flüsterte der »Schaffner« der »Untergrundbahn«: »Ihr seid jetzt auf euch allein gestellt. Der gute Herr begleite euch.«

Caleb streckte die Hand aus. »Danke für alles!«

Kaum waren Libby, Caleb und Peter vom hinteren Ende des Wagens hinuntergesprungen, da hob der Fahrer unmerklich die Zügel und die Pferde reagierten. Als der Wagen davonrollte, zeigte Caleb zu den Bäumen. Geräuschlos führte er die anderen in den Schatten der Bäume und blieb dann stehen. Als er sich an einen Baum lehnte, schien sein großer schlanker Körper mit der Baumrinde zu verschmelzen.

Libby dachte, dass Caleb mit dem Warten nie mehr aufhören wollte. Als sich die Stunden dahinzogen, wurde sie immer unruhiger. Doch Caleb blieb bewegungslos stehen. Libby war sich sicher, dass er so lange wartete, damit er den »Schaffner« und dessen Familie nicht in Schwierigkeiten brachte. Gemeinsam hielten sie nach Personen Ausschau, die ihnen möglicherweise vom Mietstall gefolgt waren.

Peter stand neben Caleb, ebenso bewegungslos. Da er die gleichen blonden Haare und blauen Augen hatte wie Caleb, sah er wie dessen jüngerer Bruder aus.

Schließlich, im grauen Licht vor Sonnenaufgang, nahm Caleb Peters Schiefertafel in die Hand. Nachdem er sein Gehörsinn durch Hirnfieber verloren hatte, hatte Peter an der Schule für Gehörlose in Jacksonville, Illinois, die Gebärdensprache gelernt. Nun brachte er sie Libby und Caleb bei. Die Schiefertafel half ihnen, all jene Dinge zu erklären, die sie nicht gebärden konnten.

Mit den Abkürzungen, die er mit Peter abgemacht hatte, erklärte Caleb, was mit Jordan und dessen Vater geschah. Dann zeigte er auf das Bahnhofsgebäude und schrieb: »Telegramm. Libbys Papa.«

Auf der Straße war niemand unterwegs. Im Halbdunkel hörte Libby Vogelgezwitscher. Dann schwang Caleb seinen Rucksack auf den Rücken. Ebenso Peter.

»Okay, gehen wir.« Zum ersten Mal in dieser Nacht sprach Caleb laut.

Allein schon seine Stimme zu hören, tröstete Libby. Ungeduldig über die lange Warterei schüttelte Libby den Kopf, woraufhin ihr langes rotbraunes Haar um den Rucksack auf ihrem Rücken fiel. Libby dachte daran, was sich darin befand – Ersatzkleider, Nadel und Faden, eine Nähscere, Esspakete, Zeichenpapier und Stifte. *Bin ich auf alles vorbereitet, was kommen mag?*

Doch Libby wusste: *Selbst wenn nicht: Es gibt kein Zurück mehr. Keine zweite Chance.*

Peters Furcht

Caleb, Libby und Peter traten wieder auf die Straße. Ihr vorsichtiges Vorgehen – das Rennen durch die Dunkelheit und das anschließende Warten auf den Sonnenaufgang – hatte sich ausgezahlt. Anscheinend hatten sie alle Sklavenfänger erfolgreich abgeschüttelt, die ihnen möglicherweise gefolgt waren, um Jordan und Micah Parker zu fangen.

»Ich kann's kaum glauben!«, meinte Libby. »Jordan und sein Vater sind im Wagen sicher und ungefährdet unterwegs. Wir können nun weitergehen, ohne uns zu fragen, ob jemand weiß, dass sie flüchtige Sklaven sind.«

Libby atmete tief ein. Sie genoss einfach die frische Luft, die immer noch morgendlich kühl war. Als sie darüber nachdachte, wie sich auf einmal alles zum Guten gewendet hatte, lachte sie laut auf. »Nicht nur, dass Jordan und sein Vater zusammen sind – wir haben auch das gestohlene Geld!«

Doch Caleb war vorsichtiger. »Du meinst, wir wissen, wo das Geld ist. Es ist noch nicht an den richtigen Orten. Das Geld von Jordans Kirche ist erst in Sicherheit, wenn er es John Jones in Chicago ausgehändigt hat. Und wir müssen das Geld deines Vaters immer noch bis zum 15. August nach Galena bringen.«

Libby wusste genau, was Caleb meinte. Galena war in der nordwestlichsten Ecke von Illinois, und sie waren immer noch etwa in der Mitte dieses Staates. Zwei Wochen lang hatten sie versucht, den Wettlauf gegen die Zeit zu gewinnen, um das Geld zu finden, das Lib-

bys Vater gestohlen worden war. Libbys Vater war Kapitän auf dem Dampfschiff *Christina*. Doch nun wurde Libby langsam unzufrieden mit Caleb. Sie wollte sich ihre Freude über all das Gute, das geschehen war, nicht verderben lassen.

Obwohl er nur einige Zentimeter größer als Libby war, ging Caleb schneller als sie. Dann streckte er die Hand nach Peters Schiefertafel aus. Noch im Gehen versuchte Caleb zu schreiben. Schließlich musste er aufgeben. Er blieb lange genug stehen, um zu kritzeln: »Ich hoffe, wir bekommen eine Nachricht von Libbys Papa. Dann wäre es viel einfacher, ihn zu finden.«

Peter hielt seine Hand hoch und bewegte die Finger. »Siehst du?« Weil Peter sein Gehör erst mit sieben Jahren verloren hatte, konnte er sprechen. »Es wäre einfacher, wenn du lernen würdest, mit den Fingern zu sprechen. Dann könntest du auch beim Gehen reden.«

Caleb grinste, gab Peter die Schiefertafel zurück und machte sich wieder auf den Weg. Libby und Peter mussten beinahe rennen, um mit Caleb Schritt zu halten. So eilten sie den Rest des Weges zum Bahnhof von Springfield.

Libbys Gedanken rasten, sogar noch schneller als ihre Füße. »Kannst du dir vorstellen, wie Papa reagiert, wenn er unsere Geschichte hört?«, fragte sie Caleb. »Ich kann es kaum erwarten, ihm das gestohlene Geld zu geben und mitzubekommen, wie er das Darlehen abbezahlt.«

Eine Warnung sprach aus Calebs blauen Augen. »Wenn wir deinen Papa nicht finden, schafft er es nicht bis Samstag nach Galena. Dann verliert er die *Christina*!«

Erneut schob Libby Calebs Worte beiseite. »Das sind fünf Tage! Papa wird es rechtzeitig schaffen. Das weiß ich. Wir finden ihn, wir geben ihm das Geld – und alles wird in Ordnung sein.«

»Wenn nichts mehr schiefeht.«

Wie eine schellende Glocke hallten die Worte in Libbys Kopf wider. *Wenn nichts mehr schiefeht*. Sie dachte an das Gesetz über flüchtige Sklaven und wie gefährlich die Lage für Jordan und seinen Vater war. Sie dachte an alles, was sie und ihre Freunde vorher daran gehindert hatte, das Geld zu finden.

Dann schob sie ihre sorgenvollen Gedanken beiseite. Heute, nach ihren vielen Anstrengungen, schien die Sonne. Jordan und sein Vater waren in Sicherheit. *Heute können nur gute Dinge geschehen*, dachte sie.

Im Bahnhofsgebäude fanden sie den Mann, der den Telegrafisten bediente. Als er einen Hebel betätigte, hörte Libby kurze und lange Klicks und wusste, dass er etwas im Morsecode verschickte. Es erschien ihr wie ein Wunder, dass eine Botschaft über einen Draht zwischen zwei Städten fliegen konnte.

Vor elf Tagen, als Libby, Caleb, Jordan und Peter die *Christina* in Alton, Illinois, verlassen hatten, fuhr Libbys Vater, Kapitän Norstad, weiter den Mississippi hinunter nach St. Louis. Bevor sie sich voneinander getrennt hatten, hatten sie vereinbart, das Bahnhofsgebäude in Alton als Ort zu benutzen, an dem sie Nachrichten hinterließen. Erst gestern hatten Libby und Caleb Libbys Vater telegraphiert, dass sie in Springfield waren.

Als der Telegrafist aufschaute, fragte Libby: »Irgendwelche Nachrichten von meinem Papa?«

»Hier, bitte!« Der Telegrafist überreichte Libby ein Stück Papier. Eifrig las sie:

FROH ÜBER GUTE NACHRICHTEN STOP
TREFFEN IN QUINCY 12 AUGUST STOP

Libby starrte auf die Nachricht und zeigte sie dann Caleb und Peter. »Wenn sich Papa über unsere guten Nachrichten freut, warum schreibt er dann *STOP*?«

»*STOP* bedeutet das Ende eines Satzes«, erklärte Caleb ihr. »Es ist wie ein Punkt. Dein Papa will, dass wir ihn am Mittwoch, dem 12. August, in Quincy, Illinois, treffen.«

»In zwei Tagen.« Libby freute sich, ihren Vater bald wiederzusehen. Sie schrieb Peter: »Wir können Papa rechtzeitig treffen.«

Doch Calebs Augen blickten erneut unruhig. Er wandte sich wieder an den Telegrafisten. »Wann fährt der nächste Zug nach *Junction*?«

Nachdem er dem Telegrafisten einige weitere Fragen gestellt hatte, führte Caleb Libby und Peter vom Telegrafien weg. Im Bahnhofsgebäude befanden sich zwei Warteräume. In beiden Räumen, die sich sehr ähnelten, standen viele Bänke. Einer der beiden Räume war für Frauen und Kinder reserviert. Der andere Raum war für Männer und Jungen gedacht, in ihm befanden sich Spucknapfe – kleine Messingtöpfe – für die Männer, die Tabak kauten.

Statt sich auf die beiden Räume aufzuteilen, gingen Libby und die Jungen nach draußen. Unter einem Vordach setzten sie sich auf Lattenkisten, die transportbereit waren.

»Was ist los, Caleb?«, fragte Libby, während sie frühstückten.

Caleb nahm einen Stock und begann auf die Erde zu zeichnen. »Wir sind hier«, sagte er und machte ein rundes Loch, das er mit *Springfield* beschriftete. Ein zweites Loch beschriftete er mit *North Bloomington* und zog dann eine Linie von Springfield dorthin.

Von North Bloomington zog Caleb eine längere Linie nach Chicago. Dann zeichnete er den Mississippi und die Städte Quincy und Galena ein.



Peter verstand. »Von *Junction* / North Bloomington gehen Jordan und sein Daddy nach Chicago. Wir nehmen die Züge, die wir brauchen, um Libbys Papa in Quincy zu treffen. Doch wie können Jordan und sein Vater sicher reisen?«

Sicher. So sehr Libby dieses Wort auch vergessen wollte – sie konnte es nicht. *Mein ganzes Leben lang wollte ich sicher und geborgen sein,* dachte sie.

In den ersten vier Jahren nach dem Tod ihrer Mutter hatte Libby bei ihrer Tante Vi in Chicago gelebt. Seit sie bei ihrem Vater auf der *Christina* lebte, hatte Libby noch eine andere Bedeutung des Wortes *sicher* kennengelernt. Sie und Papa und Caleb und seine Großmutter arbeiteten alle dafür, entlaufenen Sklaven dabei zu helfen, ein Leben in Freiheit und *Sicherheit* zu erlangen. Oft sehnte sich Libby auch nach einem sicheren Ort für sich selbst – einem Ort, an dem ihr und ihrem Vater und allen anderen Menschen, die sie liebte, keine Gefahr drohte.

Libby zog eine Strähne ihres langen rotbraunen Haares hervor und begann sie sich um den Finger zu wickeln. Im Sonnenlicht des frühen Morgens leuchteten ihre Haare rot-golden. Libby war dankbar, dass sie diese Haarfarbe von ihrer Mutter geerbt hatte. Sie war auch froh, dass sie dieselben braunen Augen wie Papa und Mama hatte. Noch immer vermisste sie ihre Mutter.

Manchmal war es nur ein flüchtiger Gedanke, so etwas wie zum Beispiel ihre Haarfarbe, das Libby an die vergangenen Zeiten erinnerte. Manchmal spürte sie einen tiefen Schmerz der Einsamkeit. *Ich wünschte, ich könnte Mama fragen, wie es ist, erwachsen zu werden – wie es ist, fürs Heiraten bereit zu sein, eine Frau zu sein. Das wäre auch ein Stück Sicherheit und Geborgenheit, einfach mit Mama sprechen zu können.*

Libbys Tante Vi hatte sich Mühe gegeben, aus Libby ein perfektes Fräulein zu machen. Doch Libby konnte

nicht vergessen, was ihre Tante über sie gesagt hatte: *»Irgendwie schafft es dieses Mädchen immer, in Schwierigkeiten zu geraten! Ich bin nahe daran, dieses Mädchen aufzugeben!«*

Diese schmerzvollen Worte hatten in Libby einen größeren Wunsch geweckt. *»Ich will eine Gib-nie-auf-Familie«,* hatte sie schon mehrmals zu ihrem Vater gesagt. *»Eine Familie, die zu mir hält, auch wenn ich nicht perfekt bin.«*

Doch nun war Libby stolz. *Seht, was ich alles getan habe, wie ich bei der »Untergrundbahn« mithelfe. Eines Tages wird Tante Vi wissen, dass ich ein Mensch bin, den sie nicht hätte aufgeben sollen. Ich wünschte, sie könnte mich gerade JETZT sehen!*

Genau in diesem Augenblick unterbrach Peter Libbys Gedanken. *»Holen wir das Geld, damit wir bereit sind zum Aufbruch!«* Ohne eine Antwort abzuwarten, machte sich Peter auf den Weg zur Polizeiwache.

Er sieht so glücklich aus wie noch nie, dachte Libby. Dexter – der Mann, den Peter fürchtete – war hier in Springfield hinter Gittern.

Vor etwas weniger als 24 Stunden, früh am Sonntagmorgen, war Peter Dexter gegenübergetreten. Dexter war der Dieb, der sowohl Libbys Vater als auch Jordans Kirche Geld gestohlen hatte. Mutig hatte Peter ausgesagt, wer Dexter war – ein Mann, der versucht hatte, Peter das Stehlen beizubringen.

Doch als Peter bei der Polizeiwache angekommen war, blieb er plötzlich stehen. *»Ich will nicht, dass Dexter mich sieht«,* meinte er. *»Er ist echt wütend auf mich.«*

Libby konnte gut verstehen, dass Peter Dexter aus dem Weg gehen wollte. Sie fürchtete sich schon allein beim Gedanken daran, was ein wütender Dexter tun würde. Trotz des morgendlichen Sonnenscheins erschauerte Libby.

Caleb langte um Peter herum, zog die Tür auf und ging mutig hinein. Zu Libbys großer Erleichterung konnte sie die Haftzellen vom Eingang aus nicht sehen. Libby war sich sicher, dass die Zellen sich direkt hinter einer verschlossenen Tür befanden. Doch Peter blickte sich um, als hätte er das Gefühl, dass Dexter direkt hinter ihm stand.

»Guten Morgen!« Der Polizist, der Dexter verhaftet hatte, grüßte Libby und Peter wie alte Freunde. Als Libby dem Polizisten Caleb vorstellte, schüttelte der Polizist ihm zum Gruß die Hand.

»Dann seid ihr alle wieder beisammen«, meinte er herzlich. »Ich nehme an, ihr wollt weiterreisen.«

Aus einem Tresor in der Nähe nahm er die zwei Taschen mit Banknoten, die er dort aufbewahrt hatte. Eine Tasche gehörte Jordan und enthielt das Geld, das seine Kirche in Galena gesammelt hatte. Die andere Tasche enthielt die Geldscheine, die aus Papas Tresor auf der *Christina* gestohlen worden waren. Als der Polizist die zwei Taschen auf einen Tisch stellte, wurde Libby klar, dass sie ein Problem hatten. »Wir können nicht einfach so Geld herumtragen.«

»Ich habe einen Korb, den ihr haben könnt«, bot der Polizist an. »Dann sieht es so aus, als würdet ihr Essen für ein Picknick tragen.«

Libby stellte die Tasche mit dem Geld ihres Vaters

in den Korb und bedeckte sie mit Esswaren aus ihrem Rucksack und einem Tuch, das der Polizist ihr gab. Caleb bildete aus Jordans Geld drei Stapel. Er, Libby und Peter stopften dann je einen Banknoten-Stapel in ihre Rucksäcke.

Genau in dem Augenblick, als sie gehen wollten, hielt der sie Polizist zurück. »Wartet kurz. Euer Freund Allan Pinkerton hat euch eine Nachricht hinterlassen.« Er nahm einen Briefumschlag aus einer Schublade und überreichte ihn Libby.

Libby riss den Umschlag auf. Sie hatte keine Ahnung, was der berühmte Detektiv ihr mitteilen wollte. Dann bemerkte sie, wie nervös Peter wirkte. Er warf erneut einen verstohlenen Blick über seine Schulter. Schweißperlen waren auf seiner Oberlippe zu sehen.

Dadurch vergaß Libby Herrn Pinkertons Botschaft und wandte sich wieder an den Polizisten.

»Wie geht es Ihrem Gefangenen?«

»Er hatte gestern Abend einen Besucher. Der Mann war mir unbekannt. Er scheint nicht aus unserer Stadt zu kommen.«

Inzwischen stand Peter bereits an der Außentür, und Libby war nun klar, dass er unbedingt gehen wollte. Nachdem sie dem Polizisten für alles gedankt hatten, folgten sie und Caleb Peter nach draußen.

Als das Sonnenlicht auf Peters Haare fiel, schienen sie noch blonder als gewöhnlich zu sein. Aber Libby entging auch der ängstliche Blick in seinen Augen nicht. »Was ist los?«, fragte sie ihn mit Gebärden, die Peter ihr beigebracht hatte.

Als wollte er nicht zugeben, wie groß seine Angst

war, straffte Peter die Schultern. »Als ich Dexter sagte, dass ich nicht stehlen wollte, antwortete er: ›Wenn du dich jemals gegen mich stellen solltest, zahl ich dir das heim!«

Dexter hatte Libbys Vater auf dieselbe Weise gedroht. Mit erhobener Faust hatte er gesagt: »Und wenn es das Letzte ist, was ich tue: Das zahl ich Ihnen heim!« Und *allerdings* hatte sich Dexter gerächt!

Libby versuchte ihre Gedanken zu verdrängen und schrieb auf die Schiefertafel: »Du hast ihm trotzdem die Stirn geboten. Ich war stolz auf dich.« Doch aus demselben Grund hatte Libby auch Angst.

Peter schaute von der Schiefertafel auf. »Dexter hat gesagt, er würde mich bis ans Ende der Welt verfolgen, um es mir heimzuzahlen.«

Da konnte Libby ihre eigenen ängstlichen Gedanken nicht länger verdrängen. *Falls Dexter jemals aus der Haftzelle herauskommen würde, was würde er Peter bloß antun?*

Erneut versuchte sie, Peter zu trösten. »Papa sagt, dass es uns manchmal etwas kostet, das Richtige zu tun.«

Als sie bemerkte, dass Peter immer noch ängstlich dreinschaute, wusste Libby, dass sie das Falsche gesagt hatte. Mit einem Blick nach oben vergewisserte sie sich, dass keine Wolke vor die Sonne gezogen war. Der Morgenhimmel war blau und klar und völlig wolkenlos. Trotzdem wollte Libbys Unbehagen nicht weichen.

Als sie wieder beim Bahnhof von Springfield angekommen waren, warteten dort sehr viele Passagiere darauf, dass sie den Zug besteigen konnten. Caleb eilte ins Bahnhofsgebäude, um Libbys Vater zu telegrafie-

ren, dass er eventuelle Nachrichten an den Bahnhof von North Bloomington senden sollte.

Als Libby und Peter sich in der langen Schlange von Passagieren hinten anstellten, fiel ihnen ein großer, dünner Mann auf, der gerade den Zug bestieg. Libby stieß Peter an.

»Herr Lincoln«, meinte er. »Weißt du noch, wie er seine wichtigen Papiere in seinem Hut herumtrug? Ich frage mich, wohin er fährt.«

Gerade als der Schaffner ein letztes Mal »Alle eeeinsteegen!« rief, holte Caleb sie ein. Libby zeigte dem Schaffner ihre Fahrkarte und ging die Treppe in den Zug hinauf. Oben angekommen, drehte sie sich für einen letzten Blick auf Springfield um. Obwohl sie nur eine kurze Zeit in dieser Stadt verbracht hatte, mochte sie diesen Ort. Besonders das große Parlamentsgebäude mit seinen hohen Säulen und der riesigen Kuppel hatte es ihr angetan.

Als Peter und Caleb neben sie traten, piff der Zug zweimal. Die Eisenbahnwagen setzten sich geräuschvoll und mit einem Ruck in Bewegung.

Genau in diesem Augenblick sah Libby einen Mann die Straße herunterrennen. »Halt!«, schrie er. »Halt!«

Tschu-tschu-tschu rollte der Zug langsam davon. Plötzlich bemerkte Libby, wer der Mann war. Sie packte Peter am Arm und zeigte auf den Mann: »Der Polizist!«

Als der Zug an Geschwindigkeit zulegte, winkte der Mann wie verrückt. »Dexter!«, rief er. »Er ist ausgebrochen!«

»Ausgebrochen?«, schrie Caleb.

»Als ich ihm Frühstück bringen wollte, war er weg!«

Knastbruder!

Die restlichen Worte des Polizisten wurden vom abfahrenden Zug übertönt. Ein paar Augenblicke später war der Polizist nur noch als winziger Punkt neben den Schienen zu sehen. Kurz darauf war dieser winzige Punkt ganz verschwunden.

»Was hat er gesagt?«, fragte Peter, als Libby hinter Caleb in den Eisenbahnwagen ging.

Libby wollte es ihm lieber nicht sagen, doch Caleb versuchte es. Er nahm sich nicht die Mühe, die Schiefertafel zu nehmen. Stattdessen gebärdete er den Buchstaben *D*, das Zeichen, das sie mit Peter für Dexters Namen abgemacht hatten.

»Dexter ist aus der Haftzelle ausgebrochen«, erriet Peter. Es war keine Frage. Er wusste es. »Wann?«

Diesmal benutzte Caleb die Schiefertafel. »Irgendwann in der Nacht. Als der Polizist Dexter das Frühstück brachte, war er weg.«

»Dann war er also bereits weg, als wir da waren.« Peter zählte eins und eins zusammen: »Der Polizist rannte zum Bahnhof, da er hoffte, den Zug zu erwischen, bevor er abfuhr. Er wollte Dexter erwischen, bevor er die Stadt verließ.«

Als zwingt er sich dazu, mutig zu sein, hob Peter den Kopf. »Dexter könnte vor uns in diesen Zug gestiegen sein. Falls ja, finde ich es gleich heraus!«

Peter ging durch den ersten Eisenbahnwagen. Libby und Caleb folgten ihm dicht auf den Fersen. Kurz vor Ende des zweiten Wagens befanden sich zwei Sitzbänke

einander gegenüber. Dort hatte sich eine Gruppe Männer versammelt und versperrte den Gang, sodass man nicht an ihnen vorbeigehen konnte. Peter führte Libby und Caleb weit genug, damit sie alles sehen konnten, und blieb dann stehen.

In der Mitte der Männergruppe befand sich ein Mann, dessen Blick von einer Person zur anderen wanderte. Seine dunklen Haare waren beinahe in der Mitte gescheitelt und auf beiden Seiten glatt nach unten gekämmt. Sein Schnurrbart war breit und an dessen Enden nach oben gebogen. Mit langen schlanken Fingern hielt der Mann ein Schmuckstück nach dem anderen hoch und legte es dann für alle sichtbar auf den leeren Sitz, der sich ihm gegenüber befand.

Dann legte ein Mann einen Dollarschein hin und warf Würfel auf ein Holzbrett. Als die Würfel wieder ruhig lagen, lehnte sich die ganze Männergruppe vor. Ein Jubelruf ertönte.

Der Mann mit dem Schnurrbart hielt ein Schmuckstück hoch, wobei er darauf achtete, dass alle es sehen konnten. Als er es dem Mann übergab, der die Würfel geworfen hatte, ertönte ein weiterer Jubelruf.

Plötzlich wollten drei Männer die Würfel haben. Nach einem kurzen Gerangel hielt einer von ihnen seine geschlossene Faust hoch. Um ihn herum warfen andere Männer Geld dazu. Der Mann mit dem Schnurrbart sammelte es rasch ein und gab Rückgeld von einem Bündel Banknoten.

Libby betrachtete den Mann, der das Geld einsammelte, genau. Trotz seiner teuer aussehenden Kleidung und seines professionellen Verhaltens wirkte er irgend-

wie unruhig. Während Libby zuschaute, warf er einen Blick über die Schulter, wie um sicherzugehen, dass sich niemand hinter ihm befand.

Peter wartete nicht mehr länger und drehte sich schnell um. Ohne darauf zu achten, ob Libby und Caleb ihm folgten, ging er schnurstracks davon. Als er von einem Wagen zum nächsten ging, entfernte er sich so schnell von den Männern, wie er nur konnte. An einer Stelle, an der sich zwei Sitzreihen einander gegenüber befanden, ließ Peter sich auf einen Sitz fallen.

Seine Augen blitzten zornig. »Habt ihr ihn gesehen?«, fragte er eindringlich, als sich Libby und Caleb ihm gegenüber hinsetzten. »Habt ihr Dexter neben dem Leiter des Glücksspiels gesehen?«

Libby hielt die Handflächen nach oben und zuckte mit den Schultern, um zu fragen: »Wo?« Sie war so sehr damit beschäftigt gewesen, den Leiter des Glücksspiels zu beobachten, dass sie Dexter gar nicht gesehen hatte.

»Neben dem Mann, der die Würfel warf«, sagte Peter. »Er hat uns den Rücken zugewandt, aber ich würde ihn überall erkennen, auch von hinten.«

Ich auch, dachte Libby. Braune Haare. Blaue Augen. Breite Schultern. Etwa 1,70 oder 1,80 Meter. Gewöhnlich trägt er einen Hut, einen Anzug, ein weißes Hemd und eine Krawatte. Aber irgendwie ist er mir durch die Lappen gegangen.

Peter hatte ihr einmal erklärt, dass Dexter nicht wusste, wie man sich kleidet. Obwohl er teure Kleidung trug, passte ihm sein Jackett nicht und seine Krawatte war oft verrutscht.

»Bist du dir sicher, dass es Dexter war?«, fragte Caleb

Peter mithilfe der Schiefertafel. Als Peter nickte, schrieb Caleb: »Dann sprechen wir mit dem Schaffner.«

Caleb sprang auf und führte den Schaffner zu ihren Sitzplätzen. »Mein Freund möchte Ihnen etwas sagen.« Caleb forderte Peter auf zu sprechen.

Ohne Zeit zu verlieren, begann Peter. »Sie haben einen Mann im Zug sitzen, der gestern Nacht aus einer Haftzelle ausgebrochen ist. Er sitzt bei der Gruppe von Männern, die Glücksspiele spielen.«

Der Schaffner trat einen Schritt zurück. »Woher willst du das wissen?«

Peter schien die Lippen des Schaffners zu lesen, denn er antwortete: »Ich habe dem Polizisten dabei geholfen, ihn festzunehmen.« Peter blickte Libby an. »Sie war auch dabei.«

Der Schaffner schaute prüfend über seine Brillenränder. »Ein junger Knirps wie du? Und dieses Mädchen war auch dabei, sagst du?«

»Bitte«, warf Caleb ein und hielt dem Schaffner die Schiefertafel hin. »Peter ist taub. Bitte schreiben Sie, was Sie sagen wollen.«

Stattdessen starrte der Schaffner erst Peter und dann Caleb an. »Und ihr erwartet, dass ich euch diese Geschichte abnehme?«

»Ja, wir erwarten, dass Sie uns glauben«, antwortete Caleb. »Peter erfindet keine Geschichten. Er sagt die Wahrheit.«

Der Schaffner schnaubte verächtlich. »Ihr seid bloß Kinder! Woher soll ich wissen, dass ihr mich nicht nur an der Nase herumführen wollt? Was passiert, wenn ich einen unbescholtenen Bürger grundlos beschuldige?«

»Unbescholten?« Diesmal lachte Caleb verächtlich. »Der Mann, den wir meinen, sitzt mitten in einer Gruppe von Glücksspielern. Diese Männer spielen um viel Geld – einen Dollar pro Wurf. Um das Geld zu verdienen, das den Leuten hier abgeknöpft wird, muss ein Mann lange arbeiten.«

»Wollt ihr mich in Schwierigkeiten bringen?« Der Schaffner schüttelte den Kopf. »Ich lass mich doch von euch nicht dazu bringen, mich lächerlich zu machen. Ihr könnt sagen, was ihr wollt, aber das glaub ich euch nicht so leicht, dass in diesem Zug ein Knastbruder sitzen soll.«

»Diese Männer versperren den Gang.« Caleb wurde zusehends wütend. »Sie lassen nicht einmal Passagiere durch den Wagen gehen. Sie stören Frauen und Kinder im Zug. Es sollte ihnen nicht erlaubt sein, in diesem Zug zu sitzen!«

Doch der Schaffner stapfte einfach davon. Einmal blickte er noch kurz zurück. »Junge Schnösel! Auf eure Tricks fall ich nicht rein!«

Nachdem der Schaffner sich entfernt hatte, schien es im Eisenbahnwagen seltsam ruhig zu sein. Libby hatte Angst und fühlte sich entmutigt. Sie starrte aus dem Fenster. Der Zug fuhr durch die Prärie, die sich meilenweit um sie herum erstreckte. Überall dort, wo es genug Wasser gegeben hatte, wiegte sich Steppengras, das so groß war wie Libby, im Wind. Zwischen den langen Halmen wuchsen blaue und weiße, hier und da auch rote Blumen. Sogar schon jetzt, so früh am Morgen, schien die Hitze in Wellen vom Boden aufzusteigen.

Libby konzentrierte sich auf die Blumen und nahm

einen tiefen Atemzug. Warum hatte sich der Schaffner geweigert, ihnen zu helfen? Sie versuchte ihre Wut darüber zu unterdrücken. Dann kam ihr Allan Pinkerton in den Sinn. Abgesehen davon, dass er ein hervorragender Detektiv war – von Eisenbahngesellschaften angestellt, um Passagiere vor Verbrechen zu schützen –, spielte Herr Pinkerton auch eine wichtige, aktive Rolle in der »Untergrundbahn«. Libby griff in ihre Rocktasche und zog seinen Brief hervor. Schnell las sie die kurze Notiz und zeigte sie dann Caleb und Peter:

**ICH MUSS WEITERZIEHEN, ABER WENN
IHR ÜBER JUNCTION REIST, KANN ICH
EUCH HELFEN. BEVOR ICH DETEKTIV
WURDE, WAR ICH EIN FASSMACHER. IN DER
NACHBARSTADT BLOOMINGTON HABE ICH
EINEN FREUND NAMENS RYAN O'MALLEY,
DER DIE NÖTIGEN WERKZEUGE HAT. ICH
WERDE BEI IHM VORBEIKOMMEN UND EIN
FASS MACHEN, DAS GROß GENUG FÜR EUER
GRÖßTES STÜCK FRACHTGUT IST. RYAN HAT
AUCH FÄSSER FÜR KLEINERES FRACHTGUT.
FALLS IHR ZUSÄTZLICHE FÄSSER FÜR
DIE CHRISTINA BRAUCHT, LASST MEINEN
FREUND WISSEN, WAS IHR BRAUCHT.**

Calebs blaue Augen leuchteten, und er grinste zufrieden. »Fässer sind genau das, was wir brauchen! Ich habe mich schon gefragt, wie wir Jordan und seinen

Vater verstecken können. Herr Pinkerton wusste wahrscheinlich, dass sie über *Junction* reisen würden. Wir sind sogar auf dem Weg in die richtige Richtung!«

Einen Augenblick später meinte Caleb: »Es gibt nur noch eine Sache, um die wir uns Gedanken machen müssen. Wir müssen etwas tun, um Peter zu beschützen. Falls Dexter ihn sieht ...« Caleb zeigte auf Peter, machte dann die Gebärde für Dexter und schließlich ihr Geheimzeichen für *Gefahr voraus!*

Doch Peter saß ganz aufrecht da, wie um zu zeigen, dass er nicht wollte, dass jemand anders seine Schlachten für ihn schlug. »Ich pass schon auf, dass Dexter mich nicht sieht. Das habe ich früher auch gemacht.«

Erneut machte Caleb die Gebärde für Dexter und zeigte dann auf sich. In einer Mischung aus Gebärden und Schreiben erklärte Caleb: »Ich kann Dexter erkennen, aber er kennt mich nicht.«

Bei Libby war das anders. »Dexter kennt dich«, warnte Caleb. »Er weiß, dass du ihn daran gehindert hast, das zu bekommen, was er wollte.«

»Caleb hat recht, Libby«, stimmte Peter zu. »Du hast Dexter zweimal aufgehalten – einmal mit Jordan und einmal mit mir. Er kennt dich, und er wird dein rotes Haar nie vergessen.«

Beunruhigt zog Libby eine lange Strähne nach vorn. Das durch das Fenster eintretende Licht brachte die rot-goldenen Farbtöne hervor. Wie immer erfüllten das satte Rot und Gold Libby mit Stolz.

»Dein rotes Haar ist das Problem«, stellte Caleb fest.

Libby zog sich der Magen zusammen. Sie war überhaupt nicht glücklich über den Verlauf dieses

Gesprächs. Schon mehrmals hatte sie gehört, wie Caleb eine Befreiungsaktion geplant hatte. Wenn Caleb etwas plante, zog er die Sache für gewöhnlich durch. Soweit Libby wusste, tat er das immer. In ihrem tiefsten Inneren hatte Libby das Gefühl, dass sie nicht wissen wollte, was Caleb gleich sagen würde.

Nun zeigte er auf Peter. Dann blickte Caleb Libby direkt in die Augen. Als er sich vergewissert hatte, dass er ihre volle Aufmerksamkeit besaß, begann er auf die Schiefertafel zu schreiben, sodass auch Peter es verstand. »Etwas macht mir Sorgen, Libby. Selbst wenn Peter es schafft, sich zu verstecken, wirst du ihn verraten.«

Libbys rote Haare

Als sie Calebs Worte las, drehte sich Libby der Magen um. Sie wusste nur allzu gut, wohin das führte. Nun gebärdete Caleb *Dexter*, dann schrieb er auf die Schiefertafel und sagte zu Libby: »Er muss dich nur einmal sehen, und schon weiß er, dass Peter und Jordan irgendwo in deiner Nähe sein werden. Er will immer noch beide zu fassen bekommen.«

Libby schluckte schwer und versuchte, ihre aufkommende Panik zu unterdrücken. Es wäre nicht das erste Mal, dass sich Calebs Worte bewahrheiteten. Im Südosten von Iowa und im Nordosten von Missouri, wo Caleb als »Schaffner« der »Untergrundbahn« bekannt war, beobachteten Sklavenfänger ihn immer ganz genau. Und dann jagten sie den Sklaven nach, denen er half.

Libby wusste auch, dass sie anderen Menschen wegen ihrer Haarfarbe auffiel. Als sie in Chicago gelebt hatte, hatte Libby dieses Gefühl gemocht. Auf der Straße hatten sich die Leute nach ihr umgedreht und ihr damit die Aufmerksamkeit geschenkt, die sie haben wollte.

Meine Haare gehören zu mir, dachte Libby. Meine Haare gefallen den Leuten. Wenn sie sie sehen, mögen sie mich.

Doch nun zeigte Caleb auf Libbys Haare. Nach der Gebärde für Dexter zog er den Finger vor der Kehle durch und zeigte auf Peter.

Als Peters Augen sich weiteten, kam die Botschaft bei Libby an. Caleb war sich sicher, dass Libby Peter in

Gefahr brachte. Sosehr Libby auch glauben wollte, dass Caleb falsch lag, wusste sie doch, dass er recht hatte.

Kleinlaut fragte sie: »Was soll ich tun, Caleb?«

Caleb begann zu schreiben. Er zeigte Peter die Worte und meinte dann zu Libby: »Am besten verkleidest du dich als Junge.«

Peter grinste, als fände er die Idee lustig, doch Libby schnitt Caleb eine Grimasse. »Ich will nicht wie ein Junge aussehen. Ich bin gerne ein Mädchen.«

»Aber für Peter wirst du es tun«, erwiderte Caleb ruhig.

Libby starrte ihn an. »Das ist ernst, Caleb.«

»Genau.«

»Dann hör auf, mit meinem Leben zu spielen. Ich zieh mich bestimmt *nicht* wie ein Junge an.«

»Ich habe ein zusätzliches Hemd, das du anziehen könntest.« Caleb bückte sich nach seinem Rucksack. Er zog ein zerknittertes Hemd hervor.

Libby wollte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden. »Nun soll ich also plump und ungepflegt und mindestens fünf Kilo schwerer aussehen!« Statt das Hemd zu nehmen, rutschte Libby so weit von Caleb weg, wie es der Sitz erlaubte.

Doch Peter wühlte ebenfalls in seinem Rucksack herum. »Ich habe eine zusätzliche Latzhose dabei, die du benutzen könntest. Du bist dünn genug, um sie zu tragen.«

»Peter!«, rief Libby aus. Dann dachte sie daran, dass sie auf die Schiefertafel schreiben musste. »Du bist genauso schlimm wie Caleb. Ich will deine alte Latzhose nicht anziehen. Ich will nicht wie ein Junge aussehen!«

Sicherheitshalber unterstrich sie das Wort »nicht« dreimal.

Caleb ignorierte sie. Er griff erneut in seinen Rucksack und zog einen Strohhut heraus. Es war ein zerdrückter und zerbeulter Hut, und er war nicht einmal sauber. Libby hasste allein schon den Anblick des Huts.

»Du kannst deine Haare abschneiden und den anziehen«, sagte Caleb.

»Meine Haare abschneiden?« Libby traute ihren Ohren nicht. Schnell griff sie mit beiden Händen nach oben. Sie nahm die langen Strähnen auf beiden Seiten ihres Kopfes in die Hand und hielt sich daran fest, als ginge es ums nackte Überleben. »Caleb, das kann nicht dein Ernst sein!«

Als sie Caleb in die Augen schaute, wusste sie, dass er es durchaus ernst meinte. Er nickte nur dreimal langsam und deutlich, damit sowohl Peter und Libby wussten, was er meinte.

Mit jeder verstreichenden Sekunde wurde Libby verzweifelter. »Was ist mit Peter?« Libby zeigte auf ihn und machte die Gebärde für *Renn vor jemandem davon!*. Sie hielt die linke Hand nach vorn und bewegte die rechte Hand mit einer schnellen nach oben und außen gerichteten Bewegung von der linken Hand weg. »Peter ist derjenige, der sich verstecken muss. Wie wird er das anstellen?«

Peter wusste genau, was Libby fragte. »Ich halte pausenlos nach Dexter Ausschau. Das hab ich früher auch gemacht, und ich kann es wieder tun.«

Libby erschauerte. Als sie Peter in die Augen blickte, konnte sie besser als je zuvor erahnen, wie

schwer es Peter in seinem Leben hatte. Kein Wunder, dass er bei Libbys Vater auf der *Christina* leben wollte! Kein Wunder, dass Papa Libby gesagt hatte: »Kümmere dich um Peter«! Doch das Letzte, was Peter wollte, war, dass man ihn wie ein Baby behandelte. Das hatte er Libby bereits mehrmals deutlich gesagt.

Nun war Libby seltsamerweise stolz auf Peter – stolz auf alles, was er war, obwohl Dexter versucht hatte, ihm das Stehlen beizubringen.

Aber meine Haare?, fragte sich Libby, wieder verzweifelt. *Wie kann irgendjemand, geschweige denn Caleb, nur von mir verlangen, dass ich meine Haare abschneide?* Allein schon der Gedanke regte Libby auf.

Sie wollte versuchen, eine andere Lösung zu finden. Daher schaute sie sich im Eisenbahnwagen um. Genau in diesem Augenblick betraten zwei Männer den Wagen. Peter wandte den Männern den Rücken zu, doch Libby erkannte Dexter sofort. Aufgeregt begann sie zu schreiben, doch sie merkte sofort, dass die Zeit dafür nicht ausreichte.

Sie streckte die Hand aus, ergriff Peter beim Schopf und zog seinen Kopf nach unten. Im nächsten Augenblick drehte sie sich um und schaute aus dem Fenster. Sie wagte kaum zu atmen und betete, dass Dexter sie nicht sehen würde.

Schließlich sagte Caleb: »Dexter ist weg. Die Luft ist rein.«

Libbys Herz klopfte immer noch wie wild. Als Peter den Kopf hob, blickte sie ihm direkt in die Augen. Libby hielt den Blick in seinen Augen kaum aus.

Zwar hatte sie ihn schon früher aufgebracht gesehen.

Doch auch wenn er Angst hatte, hatte er immer die Ruhe bewahrt und alles Nötige getan. Nun erinnerte sein Blick Libby an ein Kaninchen, das sie einmal in einem Garten aufgescheucht hatte. Es hatte ihr einen panischen Blick zugeworfen und war dann hin und her geflitzt, um möglichst schnell in Deckung zu gehen.

Ihre eigenen Worte verfolgten sie, als sich Libby daran erinnerte, was sie sich gewünscht hatte, als sie auf die *Christina* zog: »*Ich will eine Gib-nie-auf-Familie*«, hatte sie zu Papa gesagt. »*Eine Familie, die aneinander glaubt, die zusammenhält, auch wenn es schwierig ist.*« Nun war Peter Teil ihrer größeren Familie – der Leute, die auf der *Christina* lebten, die einander halfen.

»Okay«, sagte Libby laut. In der kurzen Zeit, die Peter auf der *Christina* gelebt hatte, hatte sie das Gefühl bekommen, dass er wie ein jüngerer Bruder war, den sie sich immer gewünscht hatte. Libby machte mit den Händen die Gebärde für *Bruder*.

Überraschung machte sich auf Peters Gesicht breit. Zuerst zeigte er auf Libby, dann legte er sich seine gekreuzten Handflächen aufs Herz.

Libby biss sich auf die Lippen, als ihr klar wurde, dass Peter »Liebe« gebärdet hatte. Laut sagte er: »Schwester.«

Libby schaute ihm in die Augen. Dann nahm sie ihren Rucksack sowie die scheußlichen Kleider: das Hemd, die Latzhose und den Strohhut. Als sie den Gang betrat, ging sie zielstrebig auf die Damentoilette zu, ohne noch einmal zurückzublicken.

Mit schnellen Bewegungen wechselte Libby die Kleider. Calebs Hemd war ihr zu weit, und außerdem war es ja völlig zerknittert. Peters Latzhose war zu kurz

und hörte direkt oberhalb ihrer knöchelhohen Schuhe auf. Im Spiegel sah sie genauso komisch aus, wie sie befürchtet hatte.

Aus ihrem Nähbeutel nahm Libby ihre kleine Schere. Als Libby die Schere öffnete, um mit dem Schneiden zu beginnen, hatte sie das Gefühl, dass das Abschneiden ihrer Haare einer Todesstrafe gleichkam. Voller Schrecken ließ sie die Schere auf den kleinen Tisch vor ihr fallen.

Libby nahm ihre Haare auf, drehte sie zu einem langen Band und dann zu einem Knoten auf ihrem Kopf. Mit einer Hand hielt sie ihre Haare fest, mit der anderen Hand versuchte sie, Calebs Hut aufzusetzen. Doch der Hut konnte ihr volles Haar nicht einmal ansatzweise bedecken.

Wenn ich doch nur Haarnadeln dabei hätte ... Doch Libby hatte keine dabei – es gab keine Möglichkeit, eine solche Haarmasse zu bändigen. Auch mit Haarnadeln wäre das Risiko groß, dass ihre Haare bei einer einzigen falschen Bewegung herunterfallen würden. Wer auch immer sie dann sah, wüsste sofort, dass sie ein Mädchen war.

Libby fuhr mit den Fingern durch die Haare. *Es hat viele Jahre gedauert, bis sie so lang waren. Aber wenn ich wie ein Junge aussehe und ein Gebäude betrete, muss ich meinen Hut abnehmen. Das heißt, wenn ich ein anständiger Junge bin.*

Libby seufzte. Sie griff in ihren Rucksack und fand ein Stofftaschentuch, das sie in Streifen zerriss. Sie nahm ihre Haare auf und band sie hinten am Hals zusammen. Dann flocht sie unter dem Band einen Zopf.

Als sie den langen Zopf fertig geflochten hatte, band sie ihn unten ebenfalls zusammen. Einen Augenblick lang streichelte Libby den Zopf. Das Ende war weich und kringelte sich um ihre Finger. Erneut rang sie mit sich selbst. *Habe ich an alles gedacht? Gibt es keine andere Möglichkeit, mich zu verkleiden?*

Aber es kamen ihr keine Ideen. Stattdessen dachte Libby an Peters angsterfüllte Augen. Obwohl Libby bei ihrer Tante und dann bei ihrem Vater gelebt hatte, war sie immer behütet und umsorgt worden. Sie konnte sich nicht vorstellen, die Art von Angst zu haben, die Peter kannte.

Libby blickte dem Mädchen im Spiegel in die Augen und sagte laut: »Also gut, Peter, das ist für dich. Wenn du dadurch in Sicherheit bist, lohnt es sich.«

Libby zog ihren Zopf auf eine Seite und schnitt ihn oberhalb des oberen Bands ab. Als ihr der lange Zopf in die Hände fiel, brachte sie es nicht übers Herz, ihn wegzuerwerfen. Sie breitete ihren Jeansrock aus und verpackte den Zopf darin. Dann schluckte sie den Kloß in ihrem Hals herunter und schnitt weiter.

Ihre Haare waren auf einer Seite länger als auf der anderen, und ihre Schere war klein und eigentlich nicht zum Haarschneiden gedacht. Doch Libby gab ihr Bestes. Hinten ließ sie ihre Haare so lang wie möglich.

Einmal hielt sie inne und schaute an sich selbst herunter. *Und wenn jetzt ein anderes Mädchen oder eine Frau hereinkommen würde?* Beim Gedanken an so eine peinliche Situation beeilte sich Libby und nahm so viele Haare auf einmal in die Hand, wie ihre Schere schneiden konnte.

Als Libby schließlich einen Schritt zurücktrat, musste sie erschreckt feststellen, wie schräg ihr Haarschnitt war. Neben ihrem Gesicht stand ein kurzes, unförmiges Haarbüschel hervor. Hinter den Ohren und am Hinterkopf waren ihre Haare ungleichmäßig geschnitten und lang. Libby nahm nochmals die Schere, um nachzubessern. Doch schließlich musste sie aufgeben – der Haarschnitt war nicht mehr zu retten.

Zum ersten Mal war Libby froh, dass sie Calebs unförmigen Strohhut tragen konnte. Vorsichtig steckte sie jedes Fitzelchen rotes Haar unter den Hut und schaute sich wieder im Spiegel an. Die Strohkrempe reichte hinten, vorne und an den Seiten weit genug nach unten, um all ihre Haare vollständig zu bedecken.

Nun, dachte Libby. Wenn ich schon wie ein Junge aussehen muss, um den sich niemand kümmert, kann ich auch genauso gut noch weiter gehen. Also bückte sie sich, band ihre Schuhe auf, zog die Schuhzunge heraus und schnürte die Bänder darunter wieder zu.

Als sich Libby wieder aufrichtete, blickten ihre dunkelbraunen Augen das Mädchen im Spiegel an. Von ganzem Herzen hasste Libby ihr Aussehen. Sie hatte sich definitiv verändert. *Würden meine Freunde aus Chicago mich erkennen, wenn sie mich so sähen?* Im nächsten Augenblick war Libby froh, dass sie sie nicht erkennen würden.

Dem Mädchen im Spiegel traten Tränen in die Augen. Libby meinte zuerst, sie sähe eine andere Person, doch dann bemerkte sie, dass es ihre eigenen Tränen waren.

Sie drehte sich schnell um und blickte zur Tür. Denn

ihr fiel nun wieder ein: Was würde geschehen, wenn jemand sieht, wie ich als Junge aus der Damentoilette herauskomme?

Wenn man ein Junge ist

Wie eine Schildkröte, die aus ihrem Panzer spähte, streckte Libby den Kopf zur Tür hinaus. Verstohlen blickte Libby erst in die eine, dann in die andere Richtung. Zu ihrer Erleichterung war niemand zu sehen. Also schlüpfte Libby auf den Gang.

Als sie bei den Jungen angekommen war, legte sie ihren Rucksack neben dem Picknickkorb auf den Boden. Der Rucksack war eine kleine Stofftasche, die ihrem Vater gehörte und sie nicht verraten würde.

Als Libby sich setzte, grinste Peter sie an. Auch Caleb grinste. Es war nicht schwer, ihre Gedanken zu erraten.

Peter schaute auf ihre Füße hinunter. »Du solltest deine Schuhe schmutzig machen«, meinte er. »Und dein Gesicht.«

Libby blickte ihn böse an. Doch Caleb schien zu spüren, dass sie mit den Tränen kämpfte, denn er sagte: »Deine Haare werden schnell wieder nachwachsen.«

Da sie befürchtete, dass ihre Stimme versagen würde, wenn sie sprach, schüttelte Libby nur den Kopf.

»Wirklich«, beharrte Caleb. »Schneller als du denkst.« Er überraschte Libby, indem er hinzufügte: »Wart's ab. Es lohnt sich. Du wirst sehen.«

Noch mehr als alle Neckereien löste Calebs Freundlichkeit bei Libby wieder Tränen aus. Schnell bückte sie sich, griff in den Rucksack und zog ein Taschentuch hervor. Als sie begann, sich die Nase zu putzen, hielt Caleb sie zurück.

»Libby!«

In diesem einen Wort lag eine so starke Warnung, dass Libbys Herz vor Schreck beinahe stillstand. *Dexter? Wo ist er?*

Doch Caleb streckte die Hand aus, ergriff ihr Taschentuch und verbarg es in seiner geschlossenen Faust.

Erstaunt blickte Libby die Leute um sie herum an. *Was ist los?*, fragte sie sich.

Caleb sprach ihr leise ins Ohr: »Denk doch mal nach!« Langsam öffnete er seine Faust, sodass nur Libby es sehen konnte. In seiner Handfläche lag das weiße Spitzentaschentuch.

Libby stutzte, dann begann sie zu kichern.

»Das ist *nicht* lustig!« Caleb griff in seinen Rucksack, zog ein großes rotes Tuch hervor und bot es ihr an.

Das zerknitterte Stück Stoff war zweifellos seit elf Tagen in Calebs Rucksack. Libby brauchte nicht lange, um zu entscheiden, dass sie es nicht berühren wollte. »Nein, danke«, sagte sie schnell.

»Es ist sauber«, beharrte Caleb.

»Na und?«

»Na, wenn du dir die Nase putzen willst, nimmst du am besten etwas anderes als ein weißes Spitzentaschentuch.

Schließlich rettete Peter Libby. Er besaß auch ein großes rotes Taschentuch, doch seines war sorgfältig gefaltet und zweifellos sauber. Dankbar nahm Libby es und steckte es in ihre Tasche.

Es wird nicht einfach sein, wie ein Junge wirken zu wollen. Libby lehnte sich zurück und schloss die Augen, um sich auszuruhen. Sie wollte das ganze Problem einfach vergessen.

Zwei Minuten später kamen ihr die Worte des freien Schwarzen in den Sinn, der Jordan und Micah Parker in Springfield in Sicherheit brachte: »Wenn ihr Schwierigkeiten habt, haltet nach einem Zeichen Ausschau.« Gerade jetzt war der »Schaffner« der »Untergrundbahn« mit seiner verborgenen Fracht auf der holprigen Straße nach *Junction* unterwegs.

»Findet ein sicheres Haus«, hatte er gesagt. Von ganzem Herzen wünschte sich Libby, dass Jordan und sein Vater in Sicherheit waren.

Als der Zug sich *Junction* näherte, besprachen Libby, Caleb und Peter, was zu tun war. Sie wollten alle möglichst schnell weg von Dexter. Doch statt zu versuchen, den Zug als Erste zu verlassen, entschieden sie, sich unter die anderen aussteigenden Passagiere zu mischen.

»Je mehr von uns beisammen sind, desto eher fallen wir auf«, schrieb Caleb auf die Schiefertafel. »Wir sollten uns aufteilen.«

Sie beschlossen, dass Libby und Peter in die vom Bahnhofsgebäude abgewandte Richtung gehen sollten. Wenn sie meinten, dass es sicher wäre, würden sie einen großen Bogen machen und dann auf die andere Seite des Bahnhofs gehen, um dort Caleb zu treffen. Hoffentlich hatte Caleb dann Jordan und Micah bei sich. Obwohl sie im Pferdewagen gereist waren, konnten sie sich bereits im Frachtraum befinden, da sie einen sechs- oder siebenstündigen Vorsprung hatten.

Weil niemand von ihnen North Bloomington oder die Nachbarstadt Bloomington kannte, war es schwierig festzulegen, wo sie sich treffen sollten. »Wir wol-

len einen Ort etwa zwei Häuserblocks vom Bahnhofsgebäude suchen«, schrieb Caleb auf die Schiefertafel.

»Und dann finden wir ein sicheres Haus?«, fragte Libby. »Einen ›Untergrundbahnhof‹?«

»Hoffentlich.«

Es war außergewöhnlich, dass Caleb sich einer Sache nicht sicher war und nicht einmal wusste, wohin sie gehen sollten. Libby fühlte sich ebenfalls unsicher. Für sie alle war dies eine neue Stadt, ein neues Gebiet.

»Kommt einfach nicht zu spät«, warnte Caleb. »Wir wollen nicht, dass Jordan und sein Vater auf offener Straße warten, solange Dexter in der Nähe ist.«

»Vielleicht bleibt Dexter im Zug und fährt nach Chicago«, meinte Peter. Doch seine Augen verrieten Libby, dass Peter sich diesbezüglich keine großen Hoffnungen machte.

Schon bald ertönte das Pfeifsignal, das ankündigte, dass der Zug in Kürze in *Junction* eintreffen würde, und erste Häuser tauchten auf. Als sich das Rattern der Räder verlangsamte, nahm Caleb seinen Rucksack auf. Als der Zug mit quietschenden Bremsen zum Halten kam, winkte Caleb kurz zum Abschied.

»Falls wir auf euch warten müssen, versuchen wir irgendwie, außer Sicht zu bleiben«, sagte Libby.

»Ja, ich hoffe, das klappt«, erwiderte Caleb. »Aber seht zu, dass *wir* nicht warten müssen. Micah Parker ist groß, dadurch fällt er schnell auf.«

Dann bahnte sich Caleb einen Weg zwischen den anderen Passagieren hindurch und eilte zum Ausgang. Durchs Fenster beobachtete Libby, wie er den Zug verließ und auf das Bahnhofsgebäude zuging.

Dann erhob sich Peter. Libby nahm ihren Rucksack und den Picknickkorb mit dem Geld und folgte Peter auf den Gang. Als sie hinter anderen Passagieren warteten, drehte Peter sich zu ihr um.

»Vergiss unser Geheimzeichen für *Gefahr voraus!* nicht«, flüsterte er.

Libby war dankbar für die Erinnerung. »Ich halte nach Dexter Ausschau«, gebärdete sie zurück.

Als sie bei der Tür angekommen waren, warf Libby einen raschen Blick auf alle Männer auf dem Bahnsteig vor dem Bahnhofsgebäude. Da sie niemanden sah, der Dexter glich, ging sie zur obersten Stufe vor und überprüfte die Zugtüren. Zu Libbys Erleichterung war Dexter nirgends in Sicht. Doch sie und Peter hatten zu lange gewartet. Es schien, als hätten alle Passagiere, die aussteigen wollten, den Zug bereits verlassen.

Libby ging die Stufen hinunter und bedeutete Peter, ihr zu folgen.

Als sie auf den Bahnsteig trat, dachte Libby an ihre neue Rolle. Schnell wischte sie mit der Hand über die staubige Außenwand des Eisenbahnwagens und rieb sich Schmutz aufs Gesicht und auf ihre Schuhe. Als sie sich aufrichtete, bemerkte sie, dass Peter ihr noch nicht gefolgt war.

Er schien Libbys Worten nicht zu trauen, stand auf der obersten Stufe und blickte sich selbst um. Schließlich stieg er aus. Sobald er neben ihr stand, wurde sich Libby der Gefahr bewusst, in der sie sich befanden.

Der Zug hielt sie davon ab, die Gleise zu überqueren und auf die andere Seite zu gehen, zu der sie laut Caleb hingehen sollten. Falls sie und Peter zur Lok gin-

gen, könnte diese jeden Augenblick losfahren. Falls sie zum Ende des Zugs eilten, mussten sie an dem Wagen vorbeigehen, in dem die Männer Glücksspiele spielten.

Ist Dexter immer noch dort? Libby wusste es nicht, doch sie konnten nicht dort bleiben, wo sie waren. *Wir könnten einfach leise an jenem Wagen vorbeigehen. Das ist bestimmt weniger gefährlich, als hier im Freien herumzustehen.*

In diesem Augenblick fasste Libby einen Entschluss. Sie hielt sich einen Finger über die Lippen und sagte: »Pssst!« Dann zeigte sie zum Ende des Zugs und ging in diese Richtung. Peter folgte ihr. Auf dem hölzernen Bahnsteig klangen ihre Tritte hohl und schnell, als würden sie davonlaufen. *Und das tun wir auch*, dachte Libby.

Sie hob ihre Füße und versuchte leise zu gehen. Doch Peter stampfte hinter ihr her, ohne sich des Lärms, den er verursachte, bewusst zu sein.

Libby drehte sich um und wollte Peter warnen. Da sah sie aus den Augenwinkeln, wie ein Mann an die Tür des Eisenbahnwagens trat, an dem sie gerade vorbeigingen. Der Mann hatte braune Haare und blaue Augen. Er trug einen teuren Anzug, der ihm nicht passte, und seine Krawatte war verrutscht. Libbys Herz schlug wild. *Dexter!*

Von ihrem Standpunkt aus konnte Libby die Kälte in seinem Gesicht erkennen. Sein verhärteter Gesichtsausdruck erweckte den Eindruck, als hätte er hundert Jahre wütend gelebt. *Wenn wir doch nur einen Polizisten antreffen würden ...*

In ihrer Panik erblickte sie niemanden, den sie um

Hilfe bitten konnte. Mit einer Kopfbewegung in Richtung der Stufen gebärdete Libby *Gefahr voraus!*. Als Peter ihrem Blick folgte, wurden seine Augen von Schrecken erfüllt.

Peter drehte sich schnell um – und rannte direkt in einen großen Mann, der zum Zug zurückkehrte.

Als Herr Lincoln zurücktaumelte, kippte sein hoher Hut um und fiel auf den Boden. Im selben Augenblick fiel Peter ihm vor die Füße.

Herr Lincoln lachte. »Hoppla, junger Mann! Nicht so eilig!«

Doch Peter starrte zu Herrn Lincolns Gesicht auf und versuchte herauszufinden, was der Mann gesagt hatte.

Herr Lincoln bückte sich und streckte seine Hand aus, um Peter aufzuhelfen. »Komm, ich helfe dir.«

Nach einem langen Blick in die Augen des Mannes nahm Peter seine Hand. Mit einer einzigen schnellen Aufwärtsbewegung half Herr Lincoln ihm auf die Füße. Peters Augen waren von Furcht erfüllt, und er schaute sich nach Dexter um.

»Nun, nun«, sagte Herr Lincoln zu Peter. »Hast du dir wehgetan?«

Peter starrte ihn an und brachte schließlich heraus: »Entschuldigung, Sir.«

Nach einem weiteren verstohlenen Blick in die Runde duckte sich Peter. Er ließ sich auf die Knie fallen und hob Herrn Lincolns Hut auf. Einzeln sammelte er die Papiere ein, die herausgefallen waren, blies den Staub von ihnen ab und legte sie in den Hut zurück. Dabei drehte er Dexter die ganze Zeit den Rücken zu.

Dexter stand immer noch in der Zugtür und blickte in ihre Richtung. Als ob er Peter und Herrn Lincoln zum ersten Mal sähe, starrte Dexter sie an. Dann wanderte sein Blick weiter.

Wie wenn sie von kaltem Wasser überschüttet worden wäre, erinnerte sich Libby an Calebs Worte: »*Wenn Dexter dich sieht, weiß er, dass Peter irgendwo in deiner Nähe ist.*« Dann erinnerte sie sich mit einem weiteren Schreck daran, dass sie wie ein Junge aussehen sollte.

Genau in diesem Augenblick blickte Dexter in ihre Richtung. Als er Libby anstarrte, ließ sie ihre kleinen Hände in den hinteren Taschen ihrer Latzhose verschwinden. Doch sie konnte nicht verhindern, dass ihr Herz wild pochte.

Die Jakobsleiter

Erneut blickte Dexter Libby prüfend an. Mit zwei schnellen Schritten trat er auf den Bahnsteig und entfernte sich dann von ihnen.

Peter reichte Herrn Lincoln dessen Hut. Neben dem großen Mann erschien Peter wie ein Zwerg. Herr Lincoln blickte Peter in die Augen und dankte ihm. »Bist du dir ganz sicher, dass du dir nicht wehgetan hast?«

»Es geht ihm gut«, warf Libby ein. »Es tut ihm leid, dass er mit Ihnen zusammengestoßen ist.« Einen Augenblick schaute Libby Herrn Lincoln in die Augen. *Könnte ich Herrn Lincoln sagen, was los ist? Er wirkt wie jemand, der helfen würde.*

Genau in diesem Augenblick rief der Schaffner: »Alle eeeeeinsteigen!«

Herr Lincoln tippte sich an den Hut. »Entschuldigt. Ich bin auf dem Weg nach Chicago. Ich muss in diesen Zug zurück.« Mit langen Schritten ging er davon.

Libby wollte ihn einholen und begann zu laufen. Doch als Herr Lincoln den Schaffner erreichte, blieb sie stehen. *Er würde meinetwegen den Zug verpassen. Ein Mann wie er hat sicher wichtige Angelegenheiten zu erledigen.*

Sobald Libby sich umgedreht hatte, raste Peter los. Diesmal rannte er leichtfüßig über den restlichen Bahnsteig. Dann sprang er aufs Gras hinunter und rannte zum Ende des Zugs.

Da Libby fürchtete, ihn zu verlieren, verlor sie keine Sekunde und hastete Peter hinterher. Ohne auch nur ein einziges Mal zurückzublicken, rannte er über die

Schottersteine und Gleise. Und auch dann verlangsamte er sein Tempo nicht, doch Libby verlor ihn nicht aus den Augen.

Als der Zug zur Abfahrt piff, rannte Peter noch schneller. Schließlich tuckerte der Zug aus dem Bahnhof. Doch Peter duckte sich bereits hinter einem kleinen Gebäude in einem Hinterhof. Libby holte ihn ein und kniete sich neben ihm auf den Boden.

Etwa eine Minute lang konnten sie beide nicht sprechen. Als Libby wieder Atem schöpfte, spähte sie um eine Ecke des Gebäudes. Nun, da der Zug weg war, hatte sie eine gute Sicht über die Gleise. Dexter stand neben dem Bahnhofsgebäude und blickte sich nach allen Richtungen um.

Libby duckte sich wieder hinter das Gebäude. »Peter!«, flüsterte sie. Dann dachte sie daran, ihn am Ärmel zu zupfen, und zeigte zum Bahnhof.

Immer noch auf den Knien blickte Peter vorsichtig ums Gebäude herum. Er zog sich schnell wieder zurück und murmelte: »Das gefällt mir gar nicht.«

Libby dachte, dass er Dexter meinte. Doch als sie noch einmal hinsah, stutzte sie. Der Mann mit dem langen Schnurrbart stand neben Dexter. Die beiden Männer sprachen miteinander wie alte Freunde. Der Leiter des Glücksspiels, der im Zug gewesen war!

Libby zuckte mit den Schultern und hielt ihre Hände mit den Handflächen nach oben, um zu fragen: »Wer ist das?«

»Wahrscheinlich der Mann, der Dexter geholfen hat, aus der Haftzelle auszubrechen. Er hat ganz viele solcher Freunde.«

»Freunde!« Der Gedanke gefiel Libby überhaupt nicht. Je mehr sie über Dexter erfuhr, desto weniger mochte sie seinen Lebensstil. Sie nahm Peters Schiefertafel und schrieb: »Freunde, die stehlen?«

Peter nickte. »Betrüger, Falschmünzer, Fälscher. Seine Freunde würden dir nicht gefallen, Libby.«

Eine Zeit lang warteten sie auf dem Boden kniend und spähten hin und wieder hinter dem Gebäude hervor. Schließlich wandten sich die beiden Männer zur Tür des Bahnhofsgebäudes. Als sie es betraten, standen Libby und Peter auf.

Schnellen Schrittes entfernten sie sich vom Bahnhofsgebäude, wie Caleb ihnen befohlen hatte. Sobald Libby das Gefühl hatte, dass die Luft rein war, gebärdete sie Jordans Namen.

Peter verstand ihre Frage. »Dexter und sein Freund sind ins Bahnhofsgebäude gegangen«, antwortete er. »Jordan und sein Vater sind bestimmt im Gepäckraum. Da wird Dexter nicht hingehen.«

»Woher weißt du das?«, gebärdete Libby.

Peter grinste. »Er glaubt, das sei unter seiner Würde. Ohne guten Grund würde er nicht zum Gepäck gehen. Und wenn doch, dann würde er jemand anders schicken.«

»Dich?«, zeigte Libby.

»Mich.« Peter ging immer noch schnell. »Ist dir noch nicht aufgefallen, wie Dexter sich kleidet? Wie er sich benimmt? In der Öffentlichkeit gibt er immer vor, jemand anders zu sein – ein großer, wichtiger Geschäftsmann.«

Wenn doch bloß ... Erneut kam Libby dieser

Gedanke. *Wenn wir doch bloß einen Polizisten finden könnten ... Wenn wir ihn doch nur zum Bahnhofsgebäude bringen könnten, solange Dexter noch dort ist ...*

Etwa eine Minute lang wägte Libby die Idee ab. *Aber was könnten wir sagen?* Caleb und Peter hatten den Schaffner ja auch nicht überzeugen können.

Trotzdem ließ der Gedanke Libby nicht los. Zwei Häuserblocks weiter, als sie einen großen Bogen um das Bahnhofsgebäude machten, nahm Libby Peters Schiefertafel zur Hand. »Wir sollten den Polizeidirektor suchen«, schrieb sie. »Und ihn darüber informieren, dass Dexter da ist.«

Sobald Peter ihre Worte gelesen hatte, waren seine Augen wieder angsterfüllt. Trotzdem nickte er.

Libby fragte eine Frau, die ihnen entgegenkam, wo die Polizeiwache zu finden wäre. Als sie dort angekommen waren, mussten sie erfahren, dass der Polizeidirektor gerade irgendwo anders in der Stadt im Dienst war.

Unverrichteter Dinge verließen Libby und Peter die Polizeiwache und versuchten die verlorene Zeit aufzuholen. Halb rennend, halb gehend eilten sie zum vereinbarten Treffpunkt. Bereits einen Häuserblock entfernt konnte Libby ihn schon sehen.

»Irgendetwas stimmt nicht«, murmelte sie. Caleb würde nicht einfach so im Freien stehen, wenn er etwas zu verbergen hätte.

Als sie ihn erreichten, gebärdete Caleb Jordan und Micahs Namen und schrieb dann auf die Schiefertafel: »Sie sind noch nicht hier.«

»Was tun wir nun?«, fragte Libby.

»Wir warten«, meinte Caleb. Und das taten sie auch.

In *Junction*, der Stadt, die auch North Bloomington genannt wurde, hatte jemand Tausende von Bäumen gepflanzt. An jenem heißen, schwülen Tag sah sich Libby nach Bäumen um, die groß genug waren, um Schatten zu spenden. Sie und Peter blieben in einem parkähnlichen Areal, das ein großes Haus auf einer Anhöhe umgab. Von dort konnten sie Caleb auf der anderen Seite der Gleise mit dem Rücken ans Bahnhofsgebäude gelehnt sitzen sehen. Daneben befand sich der erhöhte Bahnsteig, von dem aus Fracht aufgeladen wurde.

Je länger Libby zuschaute, desto unruhiger wurde sie. Für ihren Geschmack liefen zu viele Leute um das Bahnhofsgebäude herum. Warum waren sie überhaupt hier, wenn gar kein Zug in Sicht war? Könnten sie es auf die große Belohnung abgesehen haben, die die Gefangennahme eines entlaufenen Sklaven mit sich brachte?

Dann, während Libby eine lange unbefestigte Straße hinunterblickte, sah sie eine größer werdende Staubwolke. Als der Wagen näher kam, erkannte sie den Fahrer – den »Untergrundbahn-Schaffner« von Springfield.

Zuerst freute sich Libby. Doch dann wurde sie von Angst gepackt. Sie warf einen Blick auf Peter und sah, dass auch er den Fahrer beobachtete.

Als der freie Schwarze noch näher kam, warf er einen Blick aufs Bahnhofsgebäude. Statt direkt darauf zuzufahren, drehte er seine Pferde bei der nächsten Abzweigung und verschwand.

»Er macht sich ebenfalls Sorgen«, schrieb Libby auf die Schiefertafel. »Er hat die Männer bei Caleb gesehen.«

Der Nachmittag zog sich hin, die Stunden wur-

den ihnen lang – und die Temperatur nahm weiter zu. Schließlich schienen es die Männer leid zu sein, beim Bahnhofsgebäude herumzulungern, und sie entfernten sich in verschiedene Richtungen. Viel später sah Libby den Wagen aus Springfield wieder.

Sobald er auftauchte, stand Caleb auf. Am Rand des Bahnsteigs setzte er sich und ließ seine Füße über den Rand hängen. Diesmal fuhr der »Schaffner« ans Bahnhofsgebäude heran. Dann führte er seine Pferde zum Bahnsteig.

Als der Wagen zum Stehen kam, sprang der »Schaffner« auf den Boden und ging zum hinteren Ende des Wagens. Schnell blickte er sich um und bückte sich dann. Einen Augenblick später schlüpfen Jordan und Micah Parker aus ihrem Versteck im Wagenbett unter der Abdeckung hervor. Als würde er dem »Schaffner« helfen, begann Micah Kisten vom Wagen auf den Bahnsteig zu heben.

Erneut stand Caleb auf. Als er sich vom Bahnhofsgebäude entfernte, folgten Jordan und Micah ihm in einiger Entfernung. Zwei Häuserblocks weiter, außer Sichtweite des Bahnhofs, trafen sie sich alle.

Ah!, dachte Libby. Jordan und sein Daddy bringen das Geld endlich nach Chicago!

Aber nun hatten sie ein neues Problem: Sie mussten so gehen, als gehörten sie alle zusammen. Libby, Caleb und Peter gingen voraus und Jordan und Micah Parker waren hinter ihnen. Sie gingen, als spielte es keine Rolle, dass das Tageslicht immer noch stark war, als wäre es in Ordnung, dass alle sie dabei sehen konnten, wie sie die Straße hinuntergehen.

»Wohin gehen wir?«, fragte Libby Caleb. Inzwischen waren sie in die benachbarte Stadt Bloomington gekommen, wo es mehr Häuser gab als im neueren North Bloomington. Bald verließ Caleb die geschäftige Straße, auf der sie gingen, und bog nach links ab. Libby war verwirrt.

»Caleb«, flüsterte sie schließlich. »Wonach suchen wir?«

»Nach einem Zeichen«, antwortete er.

In den fünf Monaten, seitdem Libby Caleb kennengelernt hatte, hatte er ihr noch nie eine solch komische Antwort gegeben. Normalerweise war er stark und furchtlos, hatte jeden Schritt geplant und schien immer zu wissen, wohin er ging. Als »Schaffner« der »Untergrundbahn« lag Caleb das Wohlergehen jedes flüchtigen Sklaven, dem er half, sehr am Herzen. Er tat alles in seiner Macht Stehende, um sie ungefährdet von einem »Bahnhof« zum nächsten zu bringen.

Nun hatte Libby eine furchtbare Vermutung. »Caleb, weißt du überhaupt, wohin wir gehen?« Caleb verdrehte die Augen, als hätte er nicht die geringste Ahnung, und schüttelte dann den Kopf.

»Hast du am Bahnhof gefragt?«

»Es gab niemanden, den ich hätte fragen können«, erwiderte Caleb. »Etwas war komisch. Etwas, was ich nicht verstand. Aber ich nehme an, es waren Sklavenfänger in der Gegend. Die freien Schwarzen haben sich plötzlich in Luft aufgelöst. Der Mann im Gepäckraum wirkte nervös, und ich wusste, dass er Angst hatte, mit mir zu sprechen. Also habe ich einfach gewartet.«

Caleb wandte sich an Jordan und seinen Vater. »Der

›Schaffner‹ in Springfield hat gesagt, wir sollten uns nach einem Zeichen umschaun. Was hat er damit gemeint?«

Jordan grinste. »Das könnte vieles bedeuten. Ein Licht. Eine Statue mit einem Stofffetzen in der Hand.«

»Vielleicht ein Lied«, antwortete Micah. »Eine Zeichnung des Nordsterns. Ein Handzeichen. Eine Steppdecke, die Sicherheit signalisiert.«

Eine Steppdecke, die Sicherheit signalisiert. Für Libby war eine Steppdecke schon immer etwas Weiches und Warmes gewesen, etwas, worin man sich einwickeln konnte, wenn man müde war oder wenn einem kalt war. *Was macht eine Steppdecke zu einem Zeichen für Sicherheit?*

Nicht einmal Caleb schien es zu wissen, denn er sagte Jordan und Micah: »Was auch immer das Zeichen ist, *ihr* müsst es finden. Ich kann es nicht.«

»Gehen wir weiter«, meinte Jordan, als hätte er die Führung von Caleb übernommen.

Einen Häuserblock weiter verließ Jordan die Straße. Bei einer Öffnung in einer Hecke ging er zwischen den Häusern hindurch und verschwand in einen Hinterhof.

Libby dachte daran, was Caleb im Zug gesagt hatte, und wurde unruhig. »*Je mehr von uns beisammen sind, desto eher fallen wir auf.*« *Wir sind zu viele.*

Die Straßen waren nun fast leer, da die meisten Leute zu Hause waren, um zu Abend zu essen. Trotzdem musste sich Libby immer wieder fragen, wie viele Neugierige sie von den Fenstern aus beobachteten. *Wir müssen bald Hilfe holen.*

Micah Parker schien dasselbe zu denken, denn er

ging einfach weiter und achtete scheinbar nicht darauf, wohin sein Sohn ging. Doch er ballte und löste seine Fäuste, als würde er mit jeder Minute unruhiger werden.

Fünf Häuser weiter verließ er die Gruppe auf einmal und ging eine kurze Straße entlang. Doch schon bald kehrte er zurück. Er schüttelte bloß den Kopf und ging wieder mit ihnen.

Mit jeder verstreichenden Minute wurde Libby nervöser. Der Gedanke, dass Peter Dexter in die Hände laufen könnte, war schon schlimm genug, aber falls das geschah, würden die Leute Peter für unschuldig halten. Eine ganz andere Sache wäre es, falls Dexter oder ein Sklavenfänger Jordan und Micah entdecken würden. Gemäß dem Gesetz könnten sie zu ihren Besitzern zurückgebracht werden.

»Wir haben Jordan verloren«, sagte Caleb sanft und gebärdete für Peter den Buchstaben *J*.

»Ich gehe zurück«, bot Peter an. »Falls Jordan und ich euch nicht einholen, kommt uns suchen.« Nur mit Caleb und Micah Parker unterwegs kam sich Libby dumm vor. *Auf der Suche*, dachte sie. *Auf der Suche wonach? Jordan und sein Vater suchen irgendein Zeichen. Ich kann mich wenigstens nach einer Steppdecke umsehen.*

Am Morgen, bevor sie das Bett machten, lüfteten Frauen normalerweise die benutzten Steppdecken aus. Manchmal hängten sie Steppdecken über eine Wäscheleine, manchmal über einen Strauch oder ein Geländer. Aber nun fragte sich Libby: *Ist es bereits zu spät am Tag? Haben alle Frauen von Bloomington ihre Steppdecken*

bereits ausgelüftet und auf die Betten zurückgelegt? Jordan und seinem Vater blieben noch etwa zwei Stunden Tageslicht, und sie wussten immer noch nicht, wo sie hingehen konnten.

Dann stellte sich Libby eine noch größere Frage: *Wann wird aus einer normalen Steppdecke ein Zeichen?*

Bald holten Jordan und Peter sie ein. Doch nun blickte Jordan oft über seine Schulter zurück. Sein Vater schien sogar noch beunruhigter zu sein. Mehrmals schaute er verstohlen zurück, als wäre er sich nicht sicher, ob er bei ihnen bleiben sollte. Libby verstand, warum.

Es war schon oft schwierig genug gewesen, Jordan zu verstecken, weil er so groß war und stolz aussah. Erst kürzlich hatten Caleb und Libby gelernt, dass sie Jordan beschützen konnten, wenn sie so gingen, als ob er zu ihnen gehörte. Für Jordans Vater Micah war es noch gefährlicher, weil er erst vor Kurzem aus der Sklaverei entkommen war. Fahndungsplakate, die Micahs Größe erwähnten, waren in einem weiten Umkreis aufgehängt und versprachen eine große Belohnung für seine Gefangennahme. Micah konnte jeden Augenblick in Schwierigkeiten geraten, wenn er von der falschen Person gesehen wurde.

Als Libby versuchte, ihre Nervosität beiseitezuschieben, sprach Jordan leise von hinten. »Bete«, murmelte er, doch Libby hörte die Worte.

Bete, dachte sie. »*Herr, ich möchte einfach, dass Jordan und sein Vater in Sicherheit sind.*«

Noch einen Häuserblock weiter kamen ihnen auf der Straße zwei grob aussehende Männer entgegen. Sie

starrten Jordan und Micah Parker unverhohlen an, und Libby spürte, wie Panik in ihr hochkam.

Die Männer gingen weiter. Doch als Libby sich umdrehte, um zurückzuschauen, bemerkte sie, dass einer der Männer dasselbe tat. Und was das Schlimmste war: Er starrte auf Jordan und seinen Vater.

Erneut betete Libby. *»Hilf uns, Herr! Hilf uns, einen sicheren Ort zu finden!«*

Kurz darauf sprach Jordan mit sanfter Stimme: »Der Herr sagt: ›Biegt hier ab.««

Schon mehrmals hatte Jordan vom Herrn eine eindeutige Führung bekommen – ein leises inneres Gefühl, was zu tun war, wenn sie Hilfe benötigten. Libby und Caleb hatten gelernt, zu respektieren, was Jordan sagte, da sich seine Worte jeweils als wahr erwiesen.

Einen Häuserblock weit gingen sie auf der Straßenseite weiter, die Jordan gewählt hatte. Bald sagte er: »Biegt wieder ab«, und sie folgten einer anderen Straße. Einen Häuserblock weiter fiel Libby ein sich bewegendes Stück Stoff an der Seite eines Hauses auf. Voller Hoffnung eilte sie darauf zu.

Vor einem Fenster im ersten Stock befand sich ein Geländer, das einen schmalen Balkon umgab. Über das Geländer gehängt war eine Steppdecke, die aus dunkelroten und dunkelblauen Stücken auf cremiger Farbe von ungebleichtem Musselin gefertigt war. Eine leichte Brise hob eine Ecke der Steppdecke an.

In diesem Augenblick sagte Jordan mit leiser Stimme: »Das ist das Zeichen, das wir brauchen!« Schnell ging er in den Hinterhof des Hauses und führte sie hinter dichte Sträucher. Dort kniete er sich hin.

Zwischen den Zweigen hindurch konnte Libby die Steppdecke sogar noch besser erkennen. Die dunkelroten und dunkelblauen Dreiecke und Quadrate sahen wie eine Leiter aus – Stufen, die nach oben führten.

Libbys Gedanken wirbelten durcheinander. *Stufen, die in den Himmel führen?* Von Jordan hatte Libby erfahren, dass *Himmel* ein Kennwort sein konnte. Christlichen Sklaven war bewusst, dass der Himmel ein Ort ist, an dem es keine Gefangenschaft mehr geben würde. Doch Sklaven meinten mit diesem Wort auch ein Entkommen aus der Sklaverei in diesem Leben.

Als hätte Libby ihre Frage laut gestellt, begann Jordan zu summen. Sanft und leise summte er, gerade noch hörbar. Dann, genauso leise, begann er zu singen:

»*We are climbing Jacob's ladder,
We are climbing Jacob's ladder,
We are climbing Jacob's ladder,
Soldiers of the cross.*«

(»*Wir steigen die Jakobsleiter hinauf,
Wir steigen die Jakobsleiter hinauf,
Wir steigen die Jakobsleiter hinauf,
Soldaten des Kreuzes.*«)

Die Jakobsleiter!, dachte Libby. *Also hab ich's richtig verstanden!* Ihre Mutter hatte ihr früher Geschichten aus der Bibel erzählt, und Libby erinnerte sich daran, wie Jakob vor seinem wütenden Bruder geflohen war. Weit weg von zu Hause benutzte Jakob einen Stein als Kissen und legte sich schlafen. In jener Nacht träumte er von

Engeln, die eine Leiter zwischen Himmel und Erde hinauf- und hinunterstiegen.

Dann flüsterte Jordan: »Kneif die Augen zusammen!« Libby folgte seiner Aufforderung.

In jenem Augenblick sah sie es: Im Tageslicht standen die dunkelblauen Stücke wie diagonal über die Steppdecke verlaufende Linien hervor. Als Libby die Steppdecke mit beinahe geschlossenen Augen betrachtete, verschmolzen die blauen Stücke zu Linien. »Bahngleise!«

»Die ›Untergrundbahn!«, flüsterte Jordan zurück. »Gleise, die führen ins Gelobte Land!«

Auf den Knien wartete Libby fast regungslos. Die Sträuchergruppe schien absichtlich für Leute gepflanzt worden zu sein, die sich verstecken mussten. Libby und die anderen beobachteten, ob jemand hinein- oder hinausging. Gleichzeitig behielten sie die Straße und die Nachbarschaft im Auge.

Als die Minuten sich dahinzogen, wurde Libby immer ungeduldiger. Sie wandte sich an Caleb und flüsterte nah an seinem Ohr: »Wenn uns jemand reinnimmt, kann ich dann wieder wie ein Mädchen aussehen?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte er zurück. »Alle, die flüchtige Sklaven verstecken, werden sich hüten, etwas auszulaudern. Aber da ist noch was – die Regeln der ›Untergrundbahn!.«

Die Regeln, dachte Libby. Die ungeschriebenen Regeln. Die meisten Leute, die bei der »Untergrundbahn« tätig sind, wissen nur, was sie wissen müssen. Und Libby verstand den Grund dafür – es war zu ihrem eigenen Schutz.

Je mehr wir jemandem verraten, desto schwieriger ist es für diese Person, wenn sie befragt wird. Eine Person, die etwas nicht weiß, ist unschuldig, wenn ein grausamer Sklavenfänger ihr Fragen stellt.

Genau in dem Augenblick, als Libby dachte, sie könne nicht mehr länger warten, wandte sich Jordan an seinen Vater: »Biste wegzurennen bereit, falls ich irre mich?«

»Bin bereit«, antwortete Micah Parker. »Aber du auch rennen musst.« Jordans Daddy zeigte mit dem Kopf auf die Scheune hinter dem Haus. »Ich da auf dich warte.«

Das fehlende Geld

Noch einmal warf Jordan einen letzten prüfenden Blick auf die Straße, dann stand er auf. Leise schlüpfte er zwischen den Sträuchern hervor und schlich über den Rasen zur Seitentür.

Als er beim Haus angekommen war, begann Jordan wieder zu summen, so leise, dass Libby sich erst fragte, ob sie es sich nur einbildete. Doch Jordan klopfte schnell an die Tür und stellte sich dann in die Nähe eines offenen Fensters.

Dort begann Jordan zu singen. In kurzer Entfernung waren die Worte leise und klar zu hören.

*»Every round goes higher, higher,
Every round goes higher, higher ...«*

*(»Jede Runde geht höher, höher,
Jede Runde geht höher, höher ...«)*

Auf einmal öffnete sich die Tür. Eine große junge Frau schaute heraus. Sogar von ihrem Versteck aus konnte Libby erkennen, dass die Frau schön war.

Die langen schwarzen Haare der Frau waren hochgebunden und fielen in losen Locken hinten an ihrem Kopf herunter. Auf einer Seite hinter ihrem Ohr steckten blaue Blumen, die zum tiefen Blau ihrer Augen passten. »Kommt herein«, lud sie mit sanfter Stimme ein.

»Wir fünf sind«, erwiderte Jordan.

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich habe euch von oben beobachtet.«

Als Libby und die anderen den Rasen überquerten, trat die junge Frau so weit zurück, dass sie hinter der offenen Tür versteckt war. Sobald alle im Haus waren, schloss sie die Tür.

»Willkommen«, sagte sie mit freundlicher, warmer Stimme. »Ich bin Annika Berg. Seid ihr verfolgt worden?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Caleb. »Für den Augenblick sind wir wahrscheinlich außer Gefahr.«

»Dann hole ich euch etwas zu essen. Aber falls irgendjemand an die Tür kommt ...« Annika führte sie die Treppe hinauf. In einem Schlafzimmer zeigte sie ihnen einen Wandschrank, in dem sie sich notfalls verstecken konnten.

»Wir haben einen besseren Ort in der Scheune«, fügte sie hinzu. »Von dort könnt ihr leichter weitergehen, falls nötig. Wenn es dunkel ist, zeige ich ihn euch.«

Annikas Herzlichkeit berührte Libby. Außerdem war Annikas Lächeln warm und einladend. *Weiblich*, dachte Libby. *Alles, was ich jetzt nicht bin.*

Allein schon, wenn sie Annika anschaute, spürte Libby den Schmutz an ihren eigenen Kleidern. Auf der Zugfahrt war Asche durch die offenen Fenster des Zuges hereingeweht worden. An jenem heißen Augusttag hatte sich feiner Staub auf alles gelegt, was sie trug. Was die Sache noch schlimmer machte: Libby hasste ihr Aussehen – den ungeraden Haarschnitt, das zerknitterte Hemd und die Latzhose. Sie hasste es, so auszu-

sehen wie ein Junge, obwohl sie das sein wollte, was sie war – ein Mädchen.

Caleb stand neben ihr und berührte die Strohkrempe ihres Huts. Da fiel Libby ein, dass sie den Hut abnehmen sollte. Doch für Libby war es auch eine Ermahnung, Annika nicht mehr als nötig zu verraten. Als »Agentin« – eine Person, die für einen »Untergrundbahnhof« verantwortlich war – hatte Annika sich ohnehin schon in eine gefährliche Lage gebracht.

Trotz Annikas ausgesprochener Weiblichkeit wusste Libby instinktiv, dass sie stark war. Nur eine mutige Frau würde entlaufene Sklaven vor einer grausamen Rückführung an ihre Meister beschützen. Im Gegenzug wollte Libby Annika ebenfalls beschützen.

Als sie in die Küche zurückgingen, fragte Annika: »Wollt ihr euch waschen?«

Libbys Herz hüpfte. *Ja, ich würde mich gerne waschen!*

Im Eingangsbereich neben der Küche stand eine Bank mit einem Wassereimer und einem Waschbecken. Daneben hing ein Handtuch. Als Libby an der Reihe war, goss Caleb für sie frisches Wasser ein. Allein schon beim Anblick des Wassers konnte Libby an nichts anderes als ans Sauberwerden denken. Dann, als sie sich kühles Wasser ins Gesicht spritzte, kam ihr etwas in den Sinn. *Ich sollte etwas Schmutz auf meinem Gesicht lassen.*

Als sie ihr Gesicht fertig gewaschen hatte, bestätigte Libby ein Blick in den Spiegel, dass eine Schmutzspur auf ihrer Wange zurückgeblieben war. Doch nun hatte sie ein weiteres Problem. *Es ist schwierig genug, wie ein*

Junge auszusehen. Doch es ist noch schwieriger, sich wie ein Junge zu verhalten.

Annika hatte einen Kessel auf den heißesten Teil des Herds gestellt. Während die Suppe erwärmt wurde, bereitete Annika Sandwichs zu. Zwischen zwei dicke Brotscheiben legte sie Käse und Fleisch. Als sie alle einlud, sich an den Klapptisch zu setzen, beobachtete Libby die drei Jungen.

Als Jordan seinen Löffel in die Hand nahm, behielt er Caleb im Auge, wie wenn ihm seine Mama beigebracht hätte, alles genau zu beobachten, wenn er wissen musste, was er tun sollte.

Und Peter? Er stopfte sich so schnell Brot in den Mund, dass er es kaum kaute. Eine Zeit lang hatte Peter wie ein Waisenjunge gelebt. Es sah so aus, dass er sich von Brot ernährt hatte, wenn es nichts Gekochtes gegeben hatte.

Caleb hatte die besten Manieren. Er sagte »Bitte« und »Danke« und kaute mit geschlossenem Mund. Libby beschloss, dass sie ihren eigenen Stil als Junge finden musste.

Mit hängenden Schultern lehnte sie sich über den Teller. Sie hielt ihr Sandwich mit beiden Händen und nahm so viel in den Mund, wie sie nur konnte, ohne daran zu ersticken.

Als Annika die Suppe auftischte, sah sich Libby mit einem weiteren Problem konfrontiert. Tante Vi hatte ihr beigebracht, den Löffel in den Teller und dann von sich weg zu bewegen, bevor sie ihn zum Mund hob. Libby begann so, wie sie es gewohnt war, und hielt dann inne. *Das sieht zu zierlich aus.*

Erneut blickte Libby sich um. Peter hatte sein Schälchen in der Hand und hielt es nah an sein Kinn, während er Suppe löffelte. Libby tat es ihm gleich und hatte dann den Eindruck, sie könnte noch einen draufsetzen. Mit dem Löffel nah an den Lippen schlürfte sie.

Caleb blickte auf. Einen Augenblick lang starrte er Libby ungläubig an.

Ich mache es echt gut, dachte Libby zufrieden. *Caleb muss mit meinen Schauspielkünsten zufrieden sein.*

Als Annika fertig geschöpft hatte, setzte sie sich, um mit ihnen zu essen. Aus der Nähe betrachtet, sah sie noch hübscher aus. Annika war auch genauso neugierig wie Libby.

»Warum reist ihr zusammen?«, fragte Annika und blickte dabei zuerst Jordan und Micah und dann Libby, Caleb und Peter an.

»Wir sind Freunde«, antwortete Caleb.

»Helft ihr einander?«

Caleb nickte.

»Bist du ein ›Schaffner‹ der ›Untergrundbahn‹?«, fragte sie.

»Zu Hause«, sagte Caleb. »Hier nicht. Diese Gegend kenne ich nicht.«

»Und ihr ...«, wandte sich Annika an Jordan und Micah Parker. »Sind Sklavenfänger hinter euch her?«

»Ja«, antwortete Micah mit dem Blick nach unten, wie es ihm sein Meister beigebracht hatte.

»Auf mein' Kopf 'ne große Belohnung steht. Auf Jordans Kopf auch.«

Dann blickte Micah auf und grinste, als erinnerte

er sich daran, dass er frei war. »Wir Parkers sind was wert.«

»Caleb sagte, da 'n Mann im Zug war, der kennt uns«, erklärte Jordan. Seitdem er frei geworden war, hatte Jordan gelernt, den Leuten beim Sprechen in die Augen zu schauen. »Wir denken nicht, dass der Mann hat gesehen, wie wir gekommen sind zu Ihrem Haus. Aber er weiß, dass waren wir in Springfield. Er sich sicher fragt, wo sind wir.«

»Und die anderen?« Annika blickte von Caleb über Libby zu Peter. »Seid ihr in Gefahr?«

»Peter schon«, antwortete Caleb für ihn.

Annika lehnte sich nach vorn. »Peter?« Sie wartete, bis er von seinem Essen aufsaß. Dann fragte sie erneut: »Peter?«

Doch Peter antwortete immer noch nicht.

Verwirrt blickte Annika Caleb an. »Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Er kann Sie nicht hören«, sagte Caleb.

Annika nickte. »Deshalb hat er eine Schiefertafel bei sich.« Annika stand auf und ging um den Tisch herum. Als sie zu Peter kam, berührte sie leicht seinen Arm und dann seine Schiefertafel, die er neben seinen Stuhl auf den Boden gelegt hatte. »Darf ich?«

Obwohl Peter sie nicht hören konnte, verstand er und nickte. Annika nahm die Schiefertafel aus der Tasche und setzte sich neben Peter. »Bist du in Gefahr?«, schrieb sie.

Als Peter hochschaute, blickte er überrascht. Er warf Caleb einen Blick zu, als fragte er sich, wie viel er erzählen sollte.

Caleb gab ihm ein ermunterndes Handzeichen.
»Nur zu.«

Schnell erzählte Peter ihr Dexters Geschichte, auch von dessen Gefangennahme und dessen Ausbruch und schließlich von dessen Grausamkeit.

»Und nun suchst du nach mir?«, fragte Annika schließlich.

»Ich glaube schon«, antwortete Peter. »Aber er will auch Jordan. Und wenn er wüsste, dass Jordans Daddy hier ist ...« Peter musste den Satz nicht beenden.

»Die Belohnung«, schrieb Annika.

»Ja.«

»Kein besonders netter Mann, was?«, schrieb Annika. Peter blickte sie an. »Hast du Angst?«, fragte er.

Als Annika lächelte, schien ihre weiche Haut von innen zu leuchten. »Nein«, schrieb sie. »Ich habe keine Angst. Und du?«

Als wäre ein Gewicht von seinen Schultern gefallen, richtete sich Peter auf. »Nicht mehr«, sagte er.

»Gut!«, schrieb Annika.

»Magst du Kinder?«, fragte Peter.

»Ja, ich mag Kinder. Ich bin Lehrerin«, schrieb Annika.

»Hier?«

Annika nickte und schrieb schnell. »Als ich in Philadelphia wohnte, habe ich auf ein Zeitungsinserat für Lehrer im Westen reagiert. Ich habe ein Jahr in Kentucky gearbeitet, und nun arbeite ich seit zwei Jahren hier.«

»Ist das dein Haus?«, fragte Peter, als wollte er alles über sie wissen.

Annika schüttelte den Kopf. »Ich passe darauf auf für Leute, die weggefahren sind.«

*Und sie kümmert sich um alle, die mit der »U-
grundbahn« kommen,* dachte Libby.

Annika stand auf, ging zu einem kleinen Tisch hinüber und begann, ihnen allen ein großes Stück Haferflockenkuchen aufzutischen. In ihrem ganzen Leben hatte Libby nie etwas Leckereres gegessen. Und sie dachte daran, mit den Fingern und nicht mit der Gabel zu essen.

Dann bemerkte Libby, dass Annika vergessen hatte, ihnen Servietten zu geben. Sie griff in ihre Hosentasche und zog das rote Tuch hervor, das Peter ihr geliehen hatte. Damit tupfte sie sich den Mund ab.

Als sie aufschaute, bemerkte sie, dass Annika sie beobachtete, und war wieder stolz auf sich. Doch Caleb verdrehte die Augen.

O-oh, dachte Libby. *Was habe ich denn nun an-
gestellt?* Sie blickte sich um und bemerkte, dass niemand eine Serviette zu vermissen schien.

Nach dem Essen bat Caleb Annika um ein Stück Papier und einen Stift. Sie ging zu einem Tisch in der Nähe, öffnete es und bot Caleb einen Sitzplatz an.

Als Caleb die Feder in die Tinte tunkte, blickte Libby ihm über die Schulter. »Was tust du da?«, flüsterte sie.

»Ich schreibe einen Leserbrief.«

Libby war neugierig. »Was schreibst du?«

»Von den Männern, die im Zug Glücksspiele spielten. Und wie sie andere Passagiere behandelten, den Durchgang versperrten und so weiter.«

»Meinst du, der Herausgeber wird das abdrucken?«

Caleb zuckte mit den Schultern. »Wer weiß? Aber wenn ich ein Zeitungsredakteur werden will, sollte ich regelmäßig schreiben.«

Seitdem Libby Caleb kennengelernt hatte, wollte er ein Zeitungsreporter und -herausgeber werden.

»Aber was ist ...« Libby blickte zu Jordan, Micah und Peter hinüber. »Was ist, wenn Dexter sieht, was du geschrieben hast?«

Caleb schien ihre Gedanken zu erraten. »Dexter kennt mich nicht, weißt du nicht mehr? Das geht schon in Ordnung, ich versprech's dir.«

Caleb sprach leiser. »Übrigens, wisch dir den Mund nicht so zierlich ab.«

Als er den Leserbrief zu Ende geschrieben hatte, fragte Caleb nach dem Weg zur Zeitungsredaktion und zum Fassmacher der Stadt. Libby war sich sicher, dass Caleb sich die Fässer, die Allan Pinkerton versprochen hatte zu machen, ansehen wollte.

Sobald es dunkel war, erklärte Annika Jordan und Micah, wie sie den Geheimraum in der Scheune finden konnten. Wie Schatten schlichen sie einzeln über den Rasen hinter dem Haus. Doch Annika sagte nichts zu Libby.

Wo werde ich schlafen?, dachte Libby mit wachsender Sorge. *Kann ich Annika sagen, dass ich ein Mädchen bin?* Von ganzem Herzen wollte Libby im Haus bleiben, geborgen und in der Nähe der Lehrerin.

Bald folgte Peter Jordan und Micah. Inzwischen war Caleb zurückgekehrt. Als er zur Scheune gehen wollte, hielt Annika ihn zurück. Aus dem Anbau hinter der Küche trug sie einen großen Bottich.

Beim Anblick des Bottichs wurde Libby beinahe übel. Annika stellte ihn auf einer Seite der Küche hin, neben der Tür zur Vorratskammer. »Hilfst du mir mit dem Wasser, ja?«, bat sie Caleb.

Gemeinsam trugen sie einen riesigen Eimer dampfenden Wassers vom Herd und leerten ihn in den Bottich. Dann goss Annika aus zwei kleineren Eimern kaltes Wasser nach. Mit der Hand testete sie die Temperatur. »Genau richtig für so einen heißen Tag«, meinte sie.

Libby konnte nur noch denken, wie gut es sich anfühlen würde, ganz nass zu sein. Erneut fragte sie sich, wo sie schlafen würde. Dann sagte Annika: »Ich dachte, dass du vielleicht in der Vorratskammer schlafen möchtest.«

Libby starrte sie an. »In der Vorratskammer?«

»Da ist es bequemer«, antwortete Annika.

An der Seitentür drehte sich Caleb noch einmal um. Libby bemerkte sein Grinsen, bevor er verschwand.

»Möchtest du vorher ein Bad nehmen?«, fragte Annika, als sie die Tür zu dem kleinen Raum neben der Küche öffnete.

Die Außenwand der Vorratskammer hatte ein großes Fenster, um Tageslicht hereinzulassen. Die anderen beiden Wände waren vom Boden bis zur Decke mit Gestellen gefüllt, die Speisen, große Schüsseln und Behälter mit Esswaren enthielten. Auf einem Tresen auf einer Seite befanden sich eine Schüssel Eier, eine große Kaffeekanne und mit Kräuterlimonade gefüllte Krüge.

Annika stellte einen Kerzenhalter auf den Tresen

und zog dann die schweren Vorhänge vor das Fenster. Sie und Libby zogen den Bottich in den kleinen Raum.

»Wenn du fertig bist, schieb den Bottich einfach in die Küche zurück. Wir werden ihn morgen leeren.« Erneut verließ Annika den Raum und kehrte dann mit Decken, Bettlaken und einem Kissen zurück. »Wenn du die auf den Boden legst, kannst du dir ein gutes Bett machen.«

Erleichtert wollte Libby ihr danken. Doch Annika sagte nur: »Wenn du mich brauchst, bin ich im Zimmer am Ende des Flurs.«

Allein schon die Latzhose und das Hemd ablegen zu können, war Libby sehr angenehm. Lange lag sie im Bottich und ließ das lauwarme Wasser ihre Haut aufweichen, bis ihr schließlich kalt war. Doch Libby wunderte sich darüber, dass Annika ihr einen eigenen Raum gegeben und dazu noch ein Bad angeboten hatte. *Ich glaube nicht, dass ich sie täuschen konnte. Aber wenn Annika weiß, dass ich ein Mädchen bin, warum sagt sie dann nichts?*

Als Libby schließlich aus dem Wasser aufstand, brachte sie es nicht übers Herz, die mit Asche übersäten Jungenkleider anzuziehen. Stattdessen kramte sie in ihrem Rucksack nach ihren eigenen Kleidern. *Bis Annika mich am Morgen sieht, sehe ich wieder wie ein Junge aus*, versprach Libby sich selbst.

Mit einem Nachthemd und einem weißen Morgenrock bekleidet, öffnete Libby die Tür der Vorratskammer. Sorgfältig, damit sie kein Wasser ausleerte, zog sie den Bottich in die Küche. Danach breitete sie die Decken zu einem Bett aus. Nachdem sie die Kerze aus-

geblasen hatte, legte sich Libby auf den Boden der Vorratskammer.

Die Decken waren wie eine weiche Matratze, und Libby erwartete, dass sie sofort einschlafen würde. Stattdessen lag sie hellwach da und dachte an alles, was an diesem vergangenen Tag geschehen war: Dexters Ausbruch, die Zugfahrt, das Suchen nach einem Zeichen in den Straßen von Bloomington.

Dann dachte sie noch weiter zurück. Vom Polizisten in Springfield hatten sie das Geld bekommen, dann hatten sie es in einen Picknickkorb gelegt ...

Libby stockte der Atem. *Das Geld. Wo habe ich Papas Geld gelassen?*

In der Küche? Nein, Libby konnte sich nicht daran erinnern, es ins Haus getragen zu haben.

Im Zug? Libby konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen, als das Geld im Zug verloren zu haben. *Nein, ich hatte das Geld dabei, als Peter mit Herrn Lincoln zusammenstieß.*

Wo dann? Als ich mich mit Peter hinter jenem kleinen Gebäude versteckte?

Bei jedem Gedankensprung wurde Libby nervöser. Voller Verzweiflung zwang sie sich, klar zu denken. *Wo? Wo? Wo?*

Nun war sie wütend auf sich selbst. *Wie konnte ich nur so viel Geld verlieren? Wie konnte ich es bloß VERGESSEN?*

Dann kam ihr in den Sinn, warum. *Weil ich so um Jordan und Micah besorgt war. Und ich habe auch an Peter gedacht.*

Obwohl Libby klar war, dass dies keine Entschuldi-

gung für ihre Nachlässigkeit war, war sie froh. In ihrem Innern hatte sich etwas verändert, sodass sie sich mehr um Leute als um Geld kümmerte. Libbys Panik ließ nach.

Mit klarerem Kopf erinnerte sie sich daran, dass sie sich hinter dem Haus hinter den Sträuchern hingekniet hatten.

Ich habe den Korb auf den Boden gestellt. Und ihn dort stehen gelassen!

Libby sprang auf. Lautlos öffnete sie die Tür der Vorratskammer. *Wenn ich mich nur rausschleiche und den Korb hole, bin ich gleich zurück. Niemand, nicht einmal Caleb, wird bemerken, dass mir so etwas Dummes passiert ist. Aber ich muss hinausschleichen, ohne dass Annika es bemerkt.*

Auf Zehenspitzen ging Libby durch die Küche. Als Libby den großen Schlüssel im Türschloss drehte, quietschte er laut.

Libby hielt mit klopfendem Herzen inne. *Wie gut hört Annika?*

Zu gut, dachte Libby. Lehrer und Eltern hören immer besser als andere.

Mit angehaltenem Atem stand Libby da. Lauschte. Wartete. Als Annika nicht auftauchte, zog Libby an der Küchentür, öffnete sie leise und trat auf die Veranda. Ihre nackten Füße bewegten sich lautlos über das Holz und die Stufen hinunter. Schnell rannte sie über den Rasen und kroch hinter die Sträucher. Der Korb war da!

Libby nahm ihn auf, hob die Serviette und sah unter den Essensresten nach. Trotz ihrer Nachlässigkeit war das Geld immer noch da.

Erleichterung durchströmte Libby. *Jetzt muss ich nur noch zur Vorratskammer zurück, ohne dass Annika mich sieht!*

Als Libby sich unter den Sträuchern hervorschlängelte, hörte sie von der Straße her ein Geräusch. Schleunigst kroch Libby wieder hinter die Sträucher. Sie hatte sich kaum versteckt, als das Geräusch lauter wurde. *Schritte! Schwere Schritte auf dem Gehweg. Auf dem Gehweg, der weniger als zwei Meter von mir entfernt ist!*

Laut und hohl klangen die Schritte. Und sie kamen auf Libby zu. Am Klang erkannte Libby, dass es Männer sein mussten. Sie erschauerte und zog sich so weit wie möglich in die Sträucher zurück.

Dann blickte sie nach unten. Ihr weißer Morgenrock fing alles nächtliche Licht auf und schimmerte hell. Falls die Männer in ihre Richtung schauten, würde ihnen der weiße Stoff zwischen den Blättern sofort auffallen.

Voller Schrecken blickte Libby um sich. Früher an diesem Tag war sie unter den Sträuchern geblieben. Nun kroch sie in die Nähe eines weißen Lattenzauns, der danebenstand. Libby machte sich so klein wie möglich und begann zu beten. *»Behüte mich, Herr! Bitte – beschütze mich!«*

Libby lehnte sich an den Zaun und rührte sich nicht. Zwischen den Zaunlatten spähte sie in den angrenzenden Hof und sah zwei Männer in Sicht kommen. Einer hatte lautere Schritte als der andere, als hätten seine Schuhe höhere Absätze.

Der hohle Klang auf dem Gehweg erfüllte Libby mit Schrecken. Jeder Schritt war wie ein Griff nach ihrem Herzen. *Klack. Klack. Klack.*

Geheimnisvolle Lieferung

Die Männer kamen immer näher. Libby starrte in die Dunkelheit und versuchte ihre Gesichter zu erkennen. Doch sie hörte nur ihre Stimmen.

Als die Männer an Libby vorbeigingen, waren sie nicht mehr als anderthalb Meter von ihrem Versteck entfernt. In diesem Augenblick hörte Libby sie sagen: »Er muss das Geld, das ich ihm gestohlen habe, bei sich tragen. Wenn ich ihn mit einer Stofftasche sehe, habe ich Gewissheit.«

Libby stockte der Atem. *Dexter! Dexter, der von Jordan sprach.*

Was noch schlimmer war: Libby wusste, dass wenn Dexter in ihre Richtung schauen würde, er sie sehen könnte, zusammengekauert im Versteck. Voller Panik drückte sich Libby so fest gegen den Zaun, dass ihr die Arme schmerzten. *Und wenn Dexter sich jetzt umdreht?*

Doch Dexter ging weiter, immer noch ins Gespräch vertieft. »Wenn ich die Belohnung einstreiche, klage ich diesen Jungen wegen Diebstahls an. Ich sage einfach, dass er das Geld *mir* gestohlen hat.«

Als Dexters Stimme verklang, wartete Libby. Allmählich entfernten sich die hohl klingenden Schritte des Mannes, der Dexter begleitete, in der Dunkelheit. Auch als Libby das dumpfe Geräusch auf dem Gehweg nicht mehr hören konnte, blieb sie dort, wo sie war.

Zuerst hatte sie solche Angst, dass sie keinen klaren Gedanken fassen konnte und je länger, desto ver-

wirrter wurde. *Jordan. Dexter hatte sicher von Jordan geredet.* Als die Mitglieder seiner Kirche in Galena Jordan gebeten hatten, ihr Geldgeschenk nach Chicago zu bringen, benutzte er eine Reisetasche – eine Stofftasche mit Griffen. Heute trugen Caleb und Peter das Geld von Springfield für ihn. Doch morgen ...

Morgen musste Jordan nach Chicago reisen. Dort wollte er das Geld John Jones oder jemand anderem übergeben, der flüchtigen Sklaven dabei half, nach Kanada in die Freiheit zu gelangen. Doch wenn Jordan eine Stofftasche, einen Rucksack oder sonst irgendetwas, was etwas Wichtiges enthalten konnte, bei sich trug ...

Libby wollte sich nicht ausmalen, was dann passieren konnte. Es wäre schon schlimm genug, wenn Jordan von einem Sklavenfänger gefangen werden würde. Jordan würde zurückgeschleppt und von seinem wütenden Meister unbarmherzig geschlagen werden. Doch ein entlaufener Sklave zu sein, der mit Geld erwischt wurde, von dem Dexter behaupten würde, es wäre gestohlen?

Libby wurde von einem lähmenden Schrecken erfüllt. Doch sie versuchte, trotzdem ruhig nachzudenken, was sie tun konnten.

Lautlos nahm sie den Korb mit dem Geld ihres Vaters und kroch unter den Sträuchern hervor. Leichtfüßig lief sie über das Gras auf die Veranda zu, ging auf Zehenspitzen über den Holzboden der Veranda und schob die Tür auf.

In der Küche blieb Libby stehen und lauschte. Hier, wo es dunkler war als draußen, wartete sie, bis ihre

Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann zog sie die Tür zu, ohne Lärm zu verursachen.

Langsam schlich sie durch den Raum zum Tisch. Immer darum bemüht, nicht gegen einen Stuhl zu laufen, tastete sie sich um den Tisch herum. Als sie die Tür der Vorratskammer erreichte, gratulierte sie sich selbst. *Ich hab's geschafft!*

Genau in diesem Augenblick vernahm sie im Flur ein Geräusch. Libby trat in die Vorratskammer und schloss die Tür hinter sich. Augenblicke später hörte sie Schritte auf dem Flur. *Annika. Mitten in der Nacht.*

Libby legte sich auf ihr Bett aus Decken, doch hielt sie den Kopf über dem Kissen und lauschte. Aus der Küche kam das Geräusch von leisen Bewegungen, das Libby verriet, dass Annika sie nicht wecken wollte. Doch dann hörte Libby das unverkennbare Geräusch. Der große Schlüssel wurde gedreht und quietschte dabei im Schloss.

Sie weiß, dass ich draußen war!

Libby ließ den Kopf aufs Kissen fallen. So sorgfältig sie auch gewesen war – es war nicht sorgfältig genug gewesen. Annika wusste bestimmt, dass sie nicht selbst vergessen hatte, die Tür abzuschließen.

Als die Lehrerin endlich wieder zu ihrem Zimmer zurückging, schlüpfte Libby unter das oberste Bettlaken. Doch sie konnte immer noch nicht schlafen. *Ich muss mir etwas einfallen lassen, wie Jordan und sein Vater das Geld sicher transportieren können.* Falls man sie wegen Diebstahls anklagte, was würde dann geschehen?

Stunden später schlief Libby schließlich ein, obwohl sie immer noch nicht wusste, was zu tun war.

Im dämmerigen Licht vor Sonnenaufgang erwachte sie. Wenn sie den Vorhang vor dem Fenster der Vorratskammer beiseiteschob, konnte Libby in den Hinterhof sehen. Große, wunderschöne blaue Blumen wuchsen dort. *Ich könnte vor dem Frühstück einen Blumenstrauß pflücken*, dachte Libby.

Doch dann kam ihr in den Sinn: *Ich soll ja einen Jungen spielen. Würde ein Junge Blumen an den Frühstückstisch bringen?* Da Libby keinen Bruder gehabt hatte, war sie sich nicht sicher.

Obwohl ihr die Vorstellung, wieder Jungenkleider zu tragen, überhaupt nicht gefiel, zog Libby das zerknitterte Hemd und die zu kurze Latzhose an. Dankbar darüber, dass es in der Vorratskammer keinen Spiegel gab, zog sie eine Bürste durch ihre Haare. Doch als sie ihren weißen Morgenrock zusammenrollte, entdeckte sie schwarzen Schmutz am Saum und auf Annikas vorher noch sauberen Bettlaken. Libby kniete sich hin und versuchte, den Schmutz zu entfernen, doch dunkle Flecken blieben zurück.

Libby seufzte. Es war nicht einfach, ein Leben zu führen, das nicht ihrer Person und ihrem Wesen entsprach. Obwohl sie Peter beschützen wollte, gab Libby nicht gern vor, ein Junge zu sein. Sie wollte einfach sie selbst sein.

Der Tag versprach schön und warm zu werden – so warm, dass Libby bereits ahnte, dass die Hitze bald erdrückend sein würde. Sie wünschte sich, dass sie auf Papas Dampfschiff wäre, wo sie das Wasser um sich

herum spüren konnte. Noch mehr wünschte sie sich, dass sie schwimmen gehen könnte. Schon früh hatte Papa ihr das Schwimmen beigebracht für den Fall, dass sie vom Dampfschiff herunterfiel. Seitdem war Libby eine gute Schwimmerin geworden. Doch als sie bei Mamas Schwester wohnte, hatte Tante Vi das nicht toleriert.

Einmal hatte sie Libby dabei erwischt, wie sie im Chicago River geschwommen war. Beim Gedanken daran musste Libby unwillkürlich grinsen. Erst hatte sie sich gefragt, ob ihre Tante dachte, dass es gefährlich war. Doch bald hatte Libby herausgefunden, dass noch mehr dahintersteckte.

»Wie konntest du nur?«, hatte Tante Vi gewütet.
»Wie konntest du nur so etwas Undamenhaftes tun?«

Zu Libbys Erleichterung kam Caleb als Erster in die Küche. Die beiden setzten sich an den Klappstisch, und Libby erzählte Caleb, was in der Nacht geschehen war. Das Schlimmste war ihre Angst um Jordan und dessen Vater. »Was ist, wenn man sie mit dem Geld findet und Dexter behauptet, dass Jordan das Geld von ihm gestohlen hätte?«

Sofort wusste Caleb, was sie tun mussten. »Wenn sie diesen Ort verlassen, werden sie sich in Fässern befinden. Doch sie brauchen etwas, was weniger Platz benötigt und weniger auffällt als eine Stofftasche. Zwei Geldgürtel wären gut. Sie könnten dann das Geld aufteilen, damit jeder nicht so viel bei sich trägt.«

»Aber woher nehmen wir Geldgürtel?«, warf Libby ein.

Dann kam ihr etwas in den Sinn. Manchmal hatte

Papa einen solchen Gürtel getragen, wenn er große Geldbeträge zur Bank bringen musste. »Wie viel Zeit bleibt uns?«

»Der Mann mit den Fässern kommt heute Morgen. Wenn er mit seinem Wagen zur Scheune kommt, wird er die Tore öffnen und hineinfahren, wie wenn er eine Lieferung machen würde. Jordan wird dann in eines der leeren Fässer klettern und sein Vater eines der extragroßen Fässer nehmen, die Allan Pinkerton für ihn anfertigen ließ.«

»Und der Mann bringt sie dann zur Bahn?«

Caleb nickte. »Auf die Verloaderampe. Ich werde ihnen in einiger Entfernung folgen, um sicherzugehen, dass die Fässer auf den Zug nach Chicago verladen werden.«

»Und was geschieht, wenn sie dort ankommen?«

»Herr O'Malley – der Fassmacher – hat mir gesagt, dass die »Untergrundbahn« einen Mann hat, der im Frachtraum des Bahnhofs von Chicago arbeitet. Wenn er eine bestimmte Aufschrift sieht, weiß er, dass sich darin ein flüchtiger Sklave versteckt. Auf diese Fässer passt er besonders gut auf und rollt sie zum hinteren Teil des Raumes. Wenn die Luft rein ist, werden Jordan und sein Vater abgeholt und an den Ort gebracht, zu dem sie gehen müssen.«

Libby mochte die Vorstellung nicht, dass Jordan und Micah dann in Fässern eingeschlossen sein würden. Sie musste daran denken, wie heiß es in einem Fass werden konnte, besonders wenn man sowieso schon vor Hitze schwitzte.

»Und wenn sie hinausmüssen?«, fragte Libby.

»Sie können die Deckel ihrer Fässer von innen hinausstoßen.«

»Aber wie atmen sie?«, wollte Libby wissen.

Caleb führte sie nach draußen. An der Haus-
ecke stand ein Fass, in dem Regenwasser aufgefangen
wurde, um damit Kleider zu waschen. Schwere Metall-
ringe waren um das Fass gespannt und hielten die
Holzstücke zusammen. Zwischen den beiden Ringen
in der Mitte befand sich ein großes Loch mit einem
Korkpfropfen.

»Wenn ein Fass Flüssigkeit enthält, steckt sein Besit-
zer da einen Fasszapfen hinein«, erklärte Caleb.

»Und wenn auf dem Loch kein Korkpfropfen oder
Fasszapfen steckt, ist es ein Atemloch!« Libby war
erleichtert. Es schien so einfach zu sein, und ein ein-
facher Plan war oft der beste von allen.

Da sie nun beruhigt war, was die Art und Weise
betraf, wie Jordan und sein Vater nach Chicago reisen
würden, dachte Libby wieder an das Problem des Geld-
transports. »Ich weiß, was zu tun ist«, sagte sie. »Ich
nehme etwas von Papas Geld und kaufe damit Stoff
und Rohleder-Schnürsenkel. Dann kann ich zwei Geld-
gürtel nähen.«

Caleb grinste. »Und du gehst in dieser Aufmachung
in den Laden?«

Libby warf ihm einen bösen Blick zu. Sie konnte sich
nur zu gut daran erinnern, wie schrecklich sie aussah.
Caleb brauchte ihr das nicht noch unter die Nase rei-
ben. Doch konnte sie das, was sie tun musste, tun, ohne
zu lügen?

Dann fiel Libby eine Antwort für Caleb ein. »Bevor

ich gehe, schreibe ich mir auf, was ich brauche. Dann lege ich den Zettel auf den Tresen.«

Sobald der Gemischtwarenladen geöffnet hatte, machte sich Libby auf den Weg. Auf den Tresen auf einer Seite des Ladens legte sie ihren Zettel.

1 m hellbrauner, schwerer Stoff

1 m Rohleder-Schnürsenkel

Der Angestellte brauchte nicht lange, um den Stoff zu holen und die richtige Größe abzuschneiden. »Aber ich habe leider keine Schnürsenkel mehr«, sagte er zu Libby.

Als sie den Stoff bezahlte, gab ihr der Angestellte Rückgeld und erklärte ihr den Weg zu einem anderen Laden. Dort fand und bezahlte Libby das Benötigte und eilte hinaus.

Nachdem sie wieder in Annikas Haus angekommen war, nahm sie ihre Nähtasche hervor und ging nach oben. Auf einem Tisch legte sie den Stoff hin und schnitt ihn in zwei gleich große Stücke. Eines der Stücke breitete sie aus und faltete das untere Drittel nach oben. Dann – mit einer Banknote ihres Vaters als Schablone – nähte sie gerade Linien, um Taschen anzufertigen. Danach nahm sie das obere Drittel des Stoffs und faltete es über die Taschen. Schließlich nähte sie einen Teil der Rohleder-Schnürsenkel an alle Seiten der Taschen.

Schnell begab sich Libby an die Herstellung des zweiten Geldgürtels. Sie war gerade dabei, ihn fertigzustellen, als Caleb hereinkam.

Als Caleb sah, was sie geleistet hatte, war er erfreut. »Sowohl Jordan als auch sein Vater tragen weite Hemden. Wenn sie nicht durchsucht werden, kann niemand die Geldgürtel sehen. Und du hast's genau rechtzeitig geschafft!«

Während ein Wagen in den Hof fuhr, nahm Caleb das Geld, das er, Libby und Peter getragen hatten, und teilte es neu auf – in zwei gleich hohe Banknoten-Stapel. Libby half ihm, die Geldscheine in die Geldgürtel zu stecken. Caleb stopfte die Gürtel in seinen Rucksack und rannte aus dem Zimmer.

Von einem Fenster im ersten Stock aus sah Libby, wie der mit Fässern gefüllte Wagen zur Scheune fuhr. Als Caleb das große Tor öffnete, fuhr der Wagen hinein, wie wenn er etwas liefern würde.

In diesem Augenblick vernahm Libby Schritte. Es waren hohl klingende Schritte, die vom Gehweg her kamen, aber sie klangen leichter als das komische *Klack-klack-klack* der vergangenen Nacht.

Nur zwei Häuser entfernt kam Dexter den Gehweg entlang. Er blickte nach links und rechts und suchte offensichtlich nach jemandem.

Als sie von oben zuschaute, ballte Libby vor Nervosität die Fäuste. »*Caleb!*«, hätte sie am liebsten herausgeschrien. »*Schließ die Türen!*«

Im nächsten Augenblick tat er genau dies, doch dann hatte Libby eine neue Angst. *Was wäre, wenn jemand die Tore öffnet, während Jordan und Micah in die Fässer klettern? Was würde geschehen, wenn Dexter sie sieht?*

Dexter kam immer näher. Als er den breiten Weg erreichte, der zur Scheune führte, blieb er stehen. In

diesem Augenblick fiel Libby etwas ein. *Ich habe Peter heute Morgen noch nicht gesehen. Wo ist er?*

Libbys Einkaufstour

Als hätte er einen Hinweis erhalten, stand Dexter auf dem Weg und wartete beobachtend. Ein paar Augenblicke später machte er einige Schritte auf die Scheune zu. Er hatte schon den halben Weg dorthin zurückgelegt, als das große Tor sich öffnete.

Caleb?, fragte sich Libby.

Doch Caleb war nirgendwo in Sicht. Stattdessen trat der Fahrer heraus und führte die Pferde mit dem Wagen heraus. Nachdem er einen kurzen Blick auf Dexter geworfen hatte, ließ er die Tore offen, stieg auf den Vordersitz und rief: »Hü!«

Als die Pferde auf ihn zukamen, musste Dexter ihnen ausweichen. Doch er schien die Fässer zu zählen. Dann bog der Wagen auf die Straße, und Dexter wandte sich wieder der Scheune zu.

Durch das offene Tor konnte Libby auf einer Seite der Scheune Pferdeboxen sehen. Am hinteren Ende des großen Bereichs, in dem von den Wagen das Heu abgeladen wurde, standen zwei Fässer auf dem Boden.

Dexter war bereits bei der Scheune angekommen, als Annika aus dem Haus eilte und fragte: »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Dexter blieb abrupt stehen. »Oh, diese Fässer haben mich einfach interessiert.«

»Die Fässer«, wiederholte Annika. »O ja, die Fässer.« Sie klang, als würde sie Zeit schinden. Dann ging sie zur Scheune und schloss eine Seite des aus zwei gro-

ßen Türen bestehenden Tores. »Sind Sie zufälligerweise ein Fassliebhaber?«

Die Frage schien Dexter aus dem Gleichgewicht zu bringen. Einen Augenblick zögerte er, dann sagte er: »Ja, ich mag Fässer. Dürfte ich mir anschauen, wie Ihre Fässer gemacht sind?«

Annika lachte. »Oh, Sie versuchen mich auf den Arm zu nehmen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie unsere Fässer interessieren würden. Das sind nur Ersatzfässer für die Leute, die hier wohnen.«

Annika schloss die zweite Seite des Tores und ließ den Holzriegel an ihren Platz fallen. »Schön, Sie kennenzulernen, Herr ...« Sie hielt inne und wartete.

Statt seinen Namen zu verraten, hob Dexter den Hut. »Einen schönen Tag, Miss.«

Als er sich auf den Weg zur Straße begab, ging Annika wieder zum Haus zurück. Doch sie blieb auf der Seitentreppe stehen und wartete, bis er sich einen Häuserblock weit entfernt hatte.

Ich frage mich, ob er einen Durchsuchungsbefehl holt, dachte Libby. Annika hat dafür gesorgt, dass ihn die Fässer immer noch interessieren.

Als Annika ruhig und gelassen ins Haus zurückging, wandte sich Libby vom Fenster ab. *Peter*, dachte sie. *Ich muss ihn sofort finden.*

Zu Libbys Erleichterung saß Peter am Küchentisch. Als Libby das Frühstück bemerkte, das Annika zubereitete, setzte sie sich neben Peter an den Tisch. Da Peter gerade sehr glücklich aussah, schob Libby das Überbringen der schlechten Nachricht, dass sie Dexter

gesehen hatte, hinaus und schaute stattdessen Annika bei der Arbeit zu.

Libby wollte mehr über sie erfahren. »Wo ist Ihr Mann?«, fragte sie.

Annika wurde steif. »Mein Mann?«

O-oh!, dachte Libby. *Das war die falsche Frage.*

Dann lächelte Annika, und die Spannung zwischen ihnen löste sich. »Ich bin nicht verheiratet«, erklärte sie.

»Aber Sie sind so schön!«, platzte Libby heraus.

»Ich bin erst 26. Noch viel Zeit, um zu heiraten.«

Trotzdem dachte Libby noch länger darüber nach. Sie kannte Frauen, die mit 26 Jahren schon lange verheiratet waren.

Als Libby keine Antwort gab, lachte Annika. »Du fragst dich, ob ich eine ›alte Jungfer‹ bin.«

Libby war nun unbehaglich zumute. Ja, genau das hatte sie gedacht.

Annikas Augen blickten wieder ernst. »Ich will nur heiraten, wenn ich einen Mann Gottes finde – einen Mann, der mich so liebt und wertschätzt, wie ich ihn wertschätze.«

Libby hatte noch nie so etwas gehört. Klar, ihr Vater war Christ. Und Mama war auch Christin gewesen. Aber das Christsein zur Bedingung für eine Heirat machen?

Annikas Frühstück war so lecker, wie es aussah. Trotz allem, was sie am vergangenen Abend gegessen hatte, häufte Libby Pfannkuchen, Eier und Schinken auf ihren Teller und füllte ihn dann noch ein zweites Mal. Sie hatte schon immer einen gesunden Appetit gehabt. Nun, da sie wie ein Junge aussah, fühlte sie sich frei, auch wie ein Junge zu essen.

Libby aß, bis sie völlig satt war, und verschlang sogar noch etwas mehr. Als sie daran dachte, was Caleb wegen der Serviette gesagt hatte, fiel Libby ein Junge ein, der in Chicago dieselbe Klasse wie sie besucht hatte. Immer wenn er Milch trank, hatte er einen weißen »Schnurrbart«. Libby wusste nicht, wie sie einen solchen »Schnurrbart« bekommen konnte, ohne Milch zu verschütten. Doch sie konnte tun, was der Junge danach machte. Sie hob den Arm und wischte sich mit dem Ärmel über den Mund.

Nun konnte Libby nicht mehr länger warten. Sie wusste, dass sie Peter von Dexter erzählen musste. Als sie seine Hand berührte, schaute Peter auf.

»Was ist los?«, fragte er und blickte ihr prüfend ins Gesicht.

Libby gebärdete Dexters Namen.

»Hier?«, fragte Peter, an dessen Augen man seine Angst nun ablesen konnte.

Libby nahm Peters Schiefertafel. »Er war draußen.« Sie begann mit der vergangenen Nacht und schrieb schnell, um Peter von den beiden Männern zu erzählen.

Peter unterbrach Libby. »Einer war Dexter, sagtest du. Und wer war der andere?«

Libby zuckte mit den Schultern. Sie erinnerte sich an seine schweren Schritte. Sie stand auf und stampfte durch den Raum. Doch Peter blickte immer noch fragend.

Libby setzte sich, nahm Peters Hände und setzte sie so auf den Tisch, als ob jemand mit schweren Schritten gehen würde. Diesmal schien Peter zu verstehen.

Erneut nahm Libby die Schiefertafel zur Hand und

schrieb: »Dexter kam heute Morgen zurück. Er hat in die Scheune geschaut.«

Während Libby schrieb, ging Annika um sie herum und schaute ihr von hinten zu. Schließlich bat Annika Libby um die Schiefertafel.

»Du brauchst keine Angst zu haben, Peter«, schrieb sie. »Falls Dexter zurückkommt, wird er dich nicht finden – egal, wie gründlich er sucht. Du kannst dich im Geheimraum verstecken, den ich dir oben gezeigt habe.«

Als Peter lächelte, verschwand die Furcht aus seinen Augen. »Ich glaube, ich bleibe heute einfach im Haus.«

»Nun«, wandte sich Annika an Libby, »da Peter jetzt nicht hinaus kann, trägst du mir bitte etwas Holz herein?«

Wie gewöhnlich blickte Annika Libby direkt an, wenn sie mit ihr sprach. *Sie kennt meinen Namen nicht*, fiel Libby auf. *Jetzt erst fällt mir auf, dass niemand meinen Namen in ihrer Gegenwart erwähnt hat.*

Als Annika ihr den Holzstoß zeigte, bat sie Libby, von den kleineren Stücken zu nehmen, die für den Herd zerkleinert worden waren. Nachdem Annika ins Haus zurückgegangen war, starrte Libby das Holz an und fragte sich, was sie nun tun sollte. *Wenn ich das Holz nah bei mir halte, werde ich schmutzig.*

Mit den Händen auf beiden Seiten des Holzes nahm Libby drei kleine, runde, nicht zerteilte Holzstücke auf. Auf dem Weg zum Haus trug sie sie vor sich her. Doch bei der Tür musste Libby das Holz auf den Boden legen, um die Tür zu öffnen.

Erneut nahm sie das Holz auf und trug es vor sich her. Dann ließ sie es in den Behälter neben dem Herd fallen. Annika beobachtete sie dabei.

Beim dritten Mal unterbrach Annika sie. »Warum trägst du keine größere Ladung? Dann musst du weniger oft hin- und hergehen.«

Diesmal nahm Libby vier Stücke auf. Als sie sie zwischen den Händen trug, fiel ihr ein Stück auf den Fuß. »Au, au, au!«, schrie sie auf.

Während sie auf einem Fuß herumhüpfte, kam Annika nach draußen. Doch sie zeigte Libby kein Mitleid, sondern sagte nur: »Ich zeig dir eine bessere Technik.«

Mit der rechten Hand lud sich Annika Holz auf den linken Arm. »So machen es Jungen.«

»So machen es Jungen?«, fragte Libby schwach.

Annika lächelte. »Denkst du, ich merke nicht, dass du ein Mädchen bist?« Annika ging mit ihrem Arm voll Holz zum Haus.

Libby seufzte. Obwohl sie ihr Haar geschnitten hatte und sich solche Mühe gegeben hatte, war sie aufgefliegen. Sie konnte nur froh sein, dass es nicht Dexter war, der ihre Verkleidung durchschaut hatte.

Diesmal stapelte sich Libby Holz auf den Arm, wie Annika ihr es gezeigt hatte. Sie musste zugeben, dass es einfacher war, und sie konnte sogar die Tür öffnen. Doch als Libby die Küche betrat, fragte sie Anika: »Wie haben Sie es herausgefunden?«

Die Augen der Lehrerin blickten verschmitzt. Sie nahm eine Serviette und tupfte sich zierlich die Lippen ab.

»Nur so?«, fragte Libby. »Das hat gereicht, um es herauszufinden?«

»Na ja«, gab Annika zu. »Du machst es ganz gut.

Aber deine Ausdrucksweise passt nicht zu deinem Aussehen. Du hattest eine gute Erziehung, nicht wahr?«

Libby nickte. Trotz ihrer Bemühungen, Tante Vis Erziehung zu ignorieren, war Libby mehr zu einer Dame geworden, als sie gedacht hatte. Nun kamen ihr all ihre Versuche, sich wie ein Junge zu verhalten, dumm vor. »Sie haben nichts gesagt.«

»Ich wusste, dass du es aus gutem Grund tun musstest«, antwortete Annika sanft. »Ich wollte dir helfen – dich beschützen.«

»Das haben Sie getan.« Libby dachte an das Bad und dass sie ihren eigenen Raum hatte. Sie hatte sich beschützt und geborgen gefühlt. »Danke!«

Annika lächelte. »Schon gut. Aber wenn du nachts nach draußen gehst, schließ bitte die Tür ab, wenn du zurückkommst.«

Als Libby schließlich genug Holz ins Haus getragen hatte, überlegte sie, was sie tun konnte, damit ihr das Missgeschick mit dem Korb nicht noch einmal passierte. Wenn sie noch zwei weitere Geldgürtel herstellte, konnten sie und Caleb das Geld ihres Vaters untereinander aufteilen.

Sie trug immer noch die schmutzige, zerknitterte Latzhose, als sie zum ersten Laden zurückging und nochmals einen Meter Stoff kaufte. Wieder hatte sie Schmutz im Gesicht und ließ die Schuhzungen heraushängen. Wieder benutzte sie das Geld ihres Vaters, bekam Scheine als Rückgeld und benutzte diese Scheine dann, um im zweiten Laden zu bezahlen.

Doch statt ihr die gewünschten Schnürsenkel zu geben, starrte der Ladenbesitzer sie von hinter

der Theke wütend an. »Ich dachte es mir, dass du es warst!«

»Ich?«, fragte Libby vor Schreck laut. Nachdem Annika sie entlarvt hatte, hatte sich Libby vorgenommen, möglichst nicht zu sprechen.

»Ja, *du!* Der nichtsnutzige Junge, der heute Morgen Schnürsenkel gekauft hat!«

»Sir«, sagte Libby höflich, »was ist falsch daran, Schnürsenkel zu kaufen?«

»Nichts. Aber es ist ganz falsch, wenn man nicht dafür bezahlt.«

Libby war verwirrt. »Aber ich *habe* bezahlt!«

Der Ladenbesitzer schaute sie lange prüfend an, von den staubigen Schuhen über die schmutzige Latzhose und das zerknitterte Hemd bis zum zerbeulten Hut. Libby spürte, wie ihr die Verlegenheitsröte ins Gesicht stieg.

»Du dachtest wohl, du kämst damit davon, was?«, fragte der Ladenbesitzer.

Libby schluckte. Hatte er ihre Verkleidung bemerkt? Wie konnte sie bloß erklären, dass sie versuchte, Peter vor einem Betrüger zu beschützen?

Während sie versuchte, sich eine Antwort zurechtzulegen, hielt der Mann den Geldschein hoch, den sie ihm gegeben hatte. »Das ist genauso einer wie der, den du mir heute Morgen untergejubelt hast!« Der Ladenbesitzer nahm einen weiteren Schein auf und wedelte damit vor ihrem Gesicht herum. »Woher hast du diese Scheine?«

»Ich habe sie beim letzten Laden als Rückgeld bekommen!«

»Was für eine glaubwürdige Geschichte!« Der Mann kam um die Theke herum und blickte auf Libby herab. »Wie konnte jemand wie du so viel Geld haben, dass dies dein *Rückgeld* ist?«

Plötzlich bekam Libby Angst. Sie konnte dem Ladenbesitzer unmöglich erklären, dass sie seit Springfield einen mit Geld gefüllten Picknickkorb mit sich herumtrug.

»Du hast mir heute Morgen Falschgeld gegeben!«, rief der Ladenbesitzer aus.

»Falschgeld?« Libby stockte der Atem. Nie in ihrem Leben war sie so gedemütigt worden.

»Einem hart arbeitenden Ladenbesitzer wie mir Waren wegnehmen! Und zur Bezahlung wertloses Geld geben!« Das Gesicht des Mannes war rot vor Wut. »Damit kommst du mir nicht davon!«

Als er sich zu ihr herabneigte, machte Libby einen Satz nach hinten. Voller Panik begann sie zu rennen. Doch der Ladenbesitzer war vor ihr bei der Tür.

Libby wollte an ihm vorbeischlüpfen, aber der Ladenbesitzer packte sie am Arm. Vergeblich versuchte sie sich zu befreien.

»Lassen Sie mich los!« Sie war nun sowohl wütend als auch angsterfüllt.

Je mehr Libby kämpfte, desto fester hielt der Mann ihren Arm. Er schleppte sie hinter sich her durch die offene Tür und ging die Straße hinunter. »Ich bring dich zur Polizei!«

Libby stöhnte. *Zur Polizei? Und Papa ist meilenweit entfernt? Wer kann mir jetzt noch helfen?*

Der Ladenbesitzer zog Libby hinter sich her und

ging dabei so schnell, dass Libby laufen musste, um mit ihm Schritt zu halten. Zwei ganze Häuserblocks weit zog der Mann sie eine geschäftige Straße entlang. Bei jedem Schritt, den Libby machte, sah sie, wie sich Köpfe nach ihnen umdrehten.

»Siehst du diesen ungezogenen Jungen?«, fragte eine Frau ihren Sohn. »Das passiert, wenn du stiehlt!«

Schließlich bemerkte Libby, dass es einfacher war, wenn sie nicht kämpfte. Inzwischen war ihr Arm nicht nur wund, er war auch gequetscht. Und sie zog durchs Kämpfen nur die Aufmerksamkeit auf sich.

Bei der Polizeiwache stieß der Ladenbesitzer die Tür auf. Als Libby ihm nach drinnen folgte, warf sie einen flüchtigen Blick auf drei Zellen. Grob aussehende Männer waren in zwei dieser Zellen. Die dritte Zelle war leer. Allein schon beim Anblick des einen Stuhls und der Pritsche hinter dem Gitter wurde Libby übel.

Es drehte ihr den Magen um. *Ich muss mich übergeben.* Zum ersten Mal bereute sie es, dass sie zum Frühstück so viel gegessen hatte. *Ich habe solche Angst, dass ich mich übergeben muss und alles vollmache hier. Und dann ...*

Sie überlegte schon, wie sie sich dabei dann über den Ladenbesitzer übergeben konnte, als dieser vor einem Tisch ruckartig stehen blieb. Der Ladenbesitzer blickte dem Polizeidirektor ins Gesicht und richtete sich auf. Mit geschwellter Brust ließ er Libbys Arm schließlich los.

»Marshal Croon, ich bringe Ihnen diesen jungen Dieb, um seinem Verbrecherdasein ein Ende zu bereiten«, sagte der Ladenbesitzer. »Heute Morgen gab er

mir einen gefälschten Geldschein. Als ich es bemerkte, war der Bengel bereits weg. Aber ich wusste, dass ich denjenigen gefunden hatte, der in unserer gesetzes-treuen Stadt Falschgeld in Umlauf bringt.«

»Aha?«, fragte der Polizeidirektor. »Und wie haben Sie ihn gefangen?«

»Gerade eben kam er in meinen Laden zurück. Kam einfach zum Ort seines Verbrechens zurück. Er versuchte sogar, noch mehr Schnürsenkel zu kaufen.«

»Hmmm.« Die scharfen Augen des Polizeidirektors ruhten auf Libby. »Du bist fremd in der Stadt, was?«

Libby nickte und fühlte sich noch unwohler in ihrem schmuddeligen, zerknitterten Hemd und der zu kurzen Latzhose. Außerdem hatte sie Angst. *Er braucht mich nur anzusehen, dann denkt er gleich, ich sei ein Dieb.*

Dann wurde Libby von Panik überwältigt. *Und wenn der Polizeidirektor bemerkt, dass ich mich verkleide? Dann glaubt er bestimmt, dass ich Falschgeld weitergegeben habe!*

»Und wo wohnst du, junger Mann?«, fragte der Polizeidirektor Libby.

»Auf einem Schiff.« Libbys Stimme war leise.

»Auf einem Schiff?« Der Ladenbesitzer schnaubte. »Mitten in der Prärie von Illinois wohnst du auf einem Schiff?«

»Ja, Sir«, antwortete Libby, doch ihre Augen waren auf den Polizeidirektor gerichtet.

»Und wo sind deine Eltern?«, fragte er freundlich.

»Mama ist vor über vier Jahren gestorben«, antwortete Libby. »Mein Vater – ich weiß nicht genau, wo er gerade ist.«

»Sehen Sie?«, warf der Ladenbesitzer ein. »Ein heimatloses Kind. Ein nutzloser Bengel. Bezahlt mit Falschgeld und will mich meiner Existenz berauben!«

Marshal Croon lehnte sich vor und schaute Libby direkt in die Augen. »Stimmt das, junger Mann?«

Erneut wurde Libby übel. Da sie sich fürchtete, den Mund zu öffnen, schüttelte sie den Kopf.

»Sag es ruhig laut!«, forderte der Ladenbesitzer sie auf. »Gib es jetzt zu. Sag ihm, dass du für eine Bande Falschgeld-Hersteller arbeitest! Sag ihm ...«

»Augenblick!« Der Polizeidirektor erhob die Hand.

Doch Libby konnte nur noch an eines denken. *Was wäre, wenn er mich mit einem jener schrecklich aussehenden Männern in eine Zelle steckt?*

»Kennst du jemanden in der Stadt?«, fragte der Polizeidirektor freundlich.

Annika, dachte Libby. Sie fühlte sich wie ein Ertrinkender, dem man ein Seil zugeworfen hatte, als sie an *Annika* dachte.

»Ja«, antwortete Libby. Doch dann kam ihr ein anderer Gedanke. *Annika arbeitet bei der »Untergrundbahn«. Sie hat Jordan und Micah aufgenommen. Ich will sie ja nicht in Schwierigkeiten bringen.*

»Ja?«, fragte der Polizeidirektor hoffnungsvoll.

»Ja, das heißt, nein.« Libby stolperte über die Worte und jammerte dann: »O nein, man soll nicht lügen!«

Der Polizeidirektor blickte verwirrt drein. »Warum sagst du mir nicht deinen Namen?«

»Meinen Namen?« Libby starrte den Mann an, als wäre ihr jeder klare Gedanke entflohen. »Meinen Namen.«

»Ja, deinen Namen. Schaffst du das?«

Plötzlich würgte Libby. Verzweifelt hielt sie sich die Hände vor den Mund.

»Er tut nur so ...«, beschuldigte der Ladenbesitzer sie.

Libby drehte sich zu ihm um und würgte erneut. Diesmal musste sie sich wirklich übergeben.

Das schreckliche Telegramm

Als es vorüber war, wandte sich Marshal Croon an den Ladenbesitzer. »Passt irgendjemand auf Ihren Laden auf?«

Zum ersten Mal war der Ladenbesitzer sprachlos und schüttelte stumm den Kopf. Er machte auf dem Absatz kehrt und ging zur Tür hinaus.

Der Polizeidirektor stand auf und ging um seinen Tisch herum. Ein Eimer Wasser stand auf einer Bank in der Nähe der Tür.

»Wasch dich erst mal, dann fühlst du dich besser«, sagte Marshal Croon zu Libby, während er Wasser in ein Becken goss.

Libby nahm sich Zeit und versuchte ununterbrochen, einen Ausweg zu finden. Wie ein Eichhörnchen, das wie verrückt in einem Käfig herumrannte, raste sie innerlich von einem Gedanken zum nächsten.

Von dort, wo sie stand, konnte Libby die zwei Zellen und die grob aussehenden Männer sehen. Von Furcht übermannt begann sie zu beten. *Herr Jesus, ich bin in großen Schwierigkeiten. Ich glaube an dich, also hilfst du mir lieber hier heraus!*

Als sie sich das Gesicht gewaschen hatte, bemerkte Libby, dass der Polizeidirektor einen anderen Wassereimer genommen und den Boden geputzt hatte. Erneut setzte sich der Polizeidirektor hinter seinen Tisch. Diesmal bot er ihr einen Stuhl an.

Der Stuhl stand ihm direkt gegenüber, und Libby hatte das Gefühl, sie säße auf Eiern statt auf Holz. Doch

dann sagte Marshal Croon: »Nun will ich, dass du mir erzählst, was heute Morgen geschehen ist. Ohne nervös zu werden, sag mir einfach die Wahrheit.«

Libby nahm einen tiefen Atemzug. »Heute Morgen ging ich zu zwei Läden. Beim ersten Laden habe ich Stoff gekauft.«

»Stoff?«

»Um Geldgürtel zu machen.«

»Also trägst du viel Geld mit dir herum.«

»Ja.« Libby schluckte im Wissen, dass sie wieder das Falsche gesagt hatte. »Ich meine, nein.«

Die Augen des Polizeidirektors schienen Libbys Gehirn zu durchleuchten. »Du siehst nicht wie jemand aus, der viel Geld besitzt.«

»Oh, aber ich habe viel«, sagte Libby schnell, wieder ohne nachzudenken.

»Kein Wunder, dass der Ladenbesitzer dich hergebracht hat!«, rief der Polizeidirektor aus. »Einen Augenblick lang dachte ich, du könntest unschuldig sein.«

»Aber ich *bin* unschuldig«, sagte Libby erneut. »Wirklich.«

»Dann beweist du das lieber ganz schnell. Es fällt mir je länger, je schwerer, dir zu glauben.«

Vielleicht sollte ich Jesus nicht befehlen, was er tun soll, dachte Libby. Vielleicht sollte ich ihn lieber bitten. Diesmal betete sie: Herr Jesus, ich will einfach in Sicherheit sein. Hilfst du mir?

»Warum erzählst du mir nicht die ganze Geschichte von Anfang an?«, fragte der Polizeidirektor.

Doch Libby wusste, dass dies zu lange dauern würde.

Stattdessen begann sie in Springfield und erzählte, was sich dann ereignet hatte.

»Und du reist ganz allein durch den Staat Illinois?«, fragte Marshal Croon schließlich.

»Ich habe einen Freund. Das heißt, wenn ich ihn finden kann. Er heißt Caleb.«

Nun seufzte Marshal Croon. »Warum hast du das nicht gleich gesagt?« Er sah so erleichtert aus, wie Libby sich fühlte. »Und wo können wir diesen Caleb antreffen?«

Sie versuchten es zuerst in der Zeitungsredaktion, und dort war Caleb tatsächlich. Als Libby hereinkam, hielt Caleb eine Zeitung hoch. An seinem Blick erkannte Libby, dass der Herausgeber seinen Brief abgedruckt hatte. Doch dann wanderte Calebs Blick von Libby zum Polizeidirektor und wieder zu Libby zurück.

Calebs Freude verflog. »Was ist los?«, fragte er.

Marshal Croon bat Caleb, ihm zur Polizeiwache zu folgen. Als sie hineingingen, stank der Raum immer noch.

Caleb schnupperte und blickte Libby an. »Du?«, fragte er grinsend. »Kein Schluckauf, nur Übelkeit, was?« Schon mehrmals hatte Libby einen Schluckauf bekommen, wenn sie nervös war.

Erneut war es ihr peinlich. Sie vermied es, Caleb in die Augen zu blicken. Es war schon schlimm genug, wie ein Junge auszusehen – noch dazu wie ein heimatloses Kind. Es war noch schlimmer, durch die Hauptstraße der Stadt zur Polizeiwache geschleppt zu werden. Doch dass Caleb sie auch noch aufzog ...

»Bitte setzt euch«, unterbrach Marschall Croon Libbys Gedanken. »Ich bin gleich zurück.«

Sobald der Mann den Raum verließ, versuchte Libby Caleb zu erklären, was passiert war. »Der Polizeidirektor denkt, ich habe Falschgeld in Umlauf gebracht.«

»Oh, das ist alles?« Caleb blickte sich um und sprach leiser. »Ich dachte schon, dass etwas bei der ›Untergrundbahn‹ schiefgelaufen sei.«

»Etwas *ist* schiefgelaufen.« Sie war noch aufgebracht.

»Nein, ich meine etwas Ernstes.«

»Denkst du, dass dies nicht ernst ist?« Libby traute ihren Ohren kaum. »Nach allem, was ich durchgemacht habe ...«

Doch Caleb schlug bereits die Zeitung auf. »Schau mal!« Er breitete sie auf dem Tisch aus. »Mein Leserbrief wurde veröffentlicht. Es ist das Allererste von mir, das abgedruckt worden ist!«

Als Libby las, was Caleb geschrieben hatte, sah sie, dass es ein guter Brief war. Aber sie war nicht in der Stimmung, ihm das zu sagen.

»Und hier ...« Caleb zeigte auf die Worte, die unter dem Brief standen. »Das hat der Herausgeber geschrieben!«

Wir danken dem feinen jungen Mann, einem Besucher unserer Stadt namens Caleb Whitney, dass er uns darüber berichtet hat, was im Zug geschehen ist. So können wir etwas gegen diesen Missstand unternehmen.

In diesem Augenblick kam der Polizeidirektor zurück. Zu Libbys großem Erstaunen erzählte Caleb ihm alles, was ihnen zugestoßen war. Schnell erzählte er von den Glücksspielern im Zug und von den Männern, die den Durchgang blockiert hatten, sodass Frauen und Kinder nicht mehr vorbeigehen konnten. Als Caleb schließlich zu Ende erzählt hatte, war sich Libby sicher, dass der Anführer der Glücksspieler-Gruppe Falschgeld in Umlauf brachte.

Irgendwie hatte es Caleb sogar geschafft, die »Ungerundbahn« mit keinem Wort zu erwähnen. Seine Geschichte war glaubwürdig, ohne dass er zu viel verraten musste. Seltsamerweise wurde Libby dadurch nur wütender.

»Habt ihr irgendwelche Freunde hier in der Stadt?«, fragte der Polizeidirektor Caleb.

»Annika Berg«, antwortete Caleb, als kennte er Annika schon sein ganzes Leben lang und nicht erst seit zwei Tagen.

»Annika?« Der Polizeidirektor wandte sich an Libby. »Sie ist eine gute Freundin von mir.« Wegen der Art und Weise, wie der junge Mann ihren Namen aussprach, hatte Libby keinen Zweifel darüber, dass er Annika mochte.

Ohne weitere Zeit zu verlieren, erhob sich der Polizeidirektor. »Gehen wir zu Annika. Wenn sie mir versichert, dass ihr ehrlich seid, reicht mir ihr Wort.«

Aber Libby war immer noch wütend auf Caleb. Wie konnte er nur inmitten solcher Schwierigkeiten so ruhig handeln? »Regst du dich eigentlich nie auf?«, flüsterte sie auf dem Weg zu Annika.

»Nur wenn es sich lohnt.«

Calebs selbstzufriedenes Grinsen brachte Libby in Rage. »Nur einmal«, zischte sie. »Nur einmal, Caleb Whitney! Ich würde gerne einmal sehen, dass du nervös wirst und aus der Fassung gerätst und dich übergeben musst und ...«

Der junge Mann klopfte an Annikas Haustür, als wäre er schon tausendmal da gewesen. Als Annika die Tür öffnete, wurde ihr Gesicht von einem einladenden Lächeln erhellt. »Ja, hallo Mark!« Sie schien nicht allzu überrascht zu sein, ihn jetzt vor ihrer Tür zu sehen. Dann blickte sie auch Libby und Caleb an.

»Ich bin beruflich hier«, erklärte der Polizeidirektor, als Annika sie hereinbat. »Sind das Freunde von dir?«

»Ja, warum?«, antwortete Annika schnell.

»Würdest du ihnen trauen?«

»Warum?«, fragte Annika verwirrt.

Der Polizeidirektor blickte in Libbys Richtung. »Dass sie nicht wissentlich Falschgeld weitergeben.«

»Falschgeld?« Annika schüttelte den Kopf. »Nein, Mark, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Falls so etwas geschehen sein sollte, war es bestimmt nicht absichtlich.«

»Gut!« Der junge Mann lächelte und war offensichtlich froh, dass sein Auftrag erfüllt war.

»Hättest du gern ein Glas Limonade?«, fragte Annika, woraufhin er ihr in die Küche folgte.

Als Annika für alle Limonade eingoss, hielt der Polizeidirektor die Tür auf, sodass Annika nach draußen auf die Veranda gehen konnte. Libby und Caleb verstanden den Hinweis und blieben in der Küche. Aber

sie saßen so, dass sie sehen konnten, was draußen vor sich ging.

»Hast du etwas bemerkt?«, flüsterte Libby Caleb zu. »Annika hat nie meinen Namen erwähnt. Sie sagte nie *er* oder *sie*.«

»Hast du etwas anderes bemerkt?«, fragte Caleb. »Marshal Croon schien extrem froh darüber zu sein, einen Grund zu haben, um Annika zu besuchen.«

Durch den Türrahmen beobachtete Libby ihn. »Ich glaube, er mag sie. Ich vermute, er will sie heiraten.«

Das ließ Annika für Libby in einem neuen Licht erscheinen. Sie war nicht nur eine mutige, hübsche Agentin der »Untergrundbahn«. Und sie war nicht nur eine neue Freundin. Sie war auch jemand, der die Wahrheit sagte. *Vielleicht meint sie es wirklich ernst, wenn sie sagt, dass sie nur einen Mann Gottes heiraten will.*

Als Marshal Croon wieder zur Polizeiwache aufbrechen wollte, erzählte Caleb ihm von Dexter. »Er ist aus einer Haftzelle in Springfield ausgebrochen, und wir haben ihn hier in der Stadt gesehen.« Caleb beschrieb Dexter, und der Polizeidirektor versprach, die Augen nach Dexter weit offen zu halten.

Doch nachdem der junge Mann gegangen war, erzählte Annika ihnen: »Dexter war in eurer Abwesenheit hier. Während ihr bei Mark wart, hatte Dexter es geschafft, einen Mann zu finden, der ihm einen Durchsuchungsbefehl ausstellte.«

»Einen Durchsuchungsbefehl?«, fragte Libby. »Dexter hat das Haus und die Scheune durchsucht?«

Annika nickte. »Er wollte alles sehen.«

»Hat Dexter Peter gefunden?«

»Natürlich nicht. Peter hat sich oben in unserem Geheimraum versteckt.«

»Er muss echt Angst gehabt haben«, meinte Libby.

»Ich glaube nicht«, erwiderte Annika.

»Was ist mit der Scheune?«, fragte Caleb. »Hat Dexter dort irgendetwas gefunden?«

»O ja.« Annikas zufriedenes Lächeln passte zu ihrem verschmitzten Blick. »Dexter hat zwei Fässer gefunden, die nichts außer Luft enthielten.«

»Wo ist Peter jetzt?« Libby hatte ihn seit dem Frühstück nicht mehr gesehen, und das schien Jahre zurückzuliegen.

»Draußen in der Scheune«, antwortete Annika. »Er hat etwas ausgetüftelt, wie man die Tür zum Versteck für flüchtige Sklaven besser verstecken kann. Er fragte, ob er es dort anbringen dürfe.«

»Peter?«, fragte Libby. »Aber er ist erst zehn Jahre alt.«

Annika lächelte. »Warte, bis du siehst, was er macht. Er ist vielleicht erst zehn Jahre alt, aber er hat das Herz eines Erfinders.«

»Nun, es ist gut, dass wir morgen weiterreisen können«, sagte Caleb. »Jordan und sein Vater sollten mit dem Morgenzug aus Chicago kommen.«

»Kommen sie wieder in Fässern?«, fragte Libby.

Caleb nickte.

»Und sie reisen so zur *Christina*?«

Wieder nickte Caleb.

Allein schon beim Gedanken an die *Christina* bekam Libby Heimweh. Komisch, wie schnell das Dampfschiff ihr Zuhause geworden war. Doch dann wusste Libby, warum es so war. Die *Christina* war der Ort, an dem ihr

Vater war. »Ich kann es kaum erwarten, Papa wiederzusehen«, sagte sie.

»Apropos dein Vater! Wir müssen nachschauen, ob er uns eine Nachricht geschickt hat«, fiel Caleb ein. »Bevor wir Springfield verließen, habe ich ihn in einem Telegramm gebeten, eventuelle Nachrichten hierhin zu schicken. Willst du mitkommen?«

Libby schüttelte den Kopf. Im Augenblick wollte Libby niemandem begegnen. »Ich will hier bleiben, wo es schön und sicher ist.« Nach allem, was passiert war, hatte sie Dexter beinahe vergessen. Nun war Libby plötzlich froh, dass sie die kurze Latzhose und den zerbeulten Hut getragen hatte, als sie die Hauptstraße hinuntergezerrt worden war.

Nachdem Caleb gegangen war, nahm Libby erneut ihre Nähscere, Nadel und Faden zur Hand. Diesmal arbeitete sie am Küchentisch, und Annika half ihr dabei, zwei weitere Geldgürtel anzufertigen.

Wie froh war Libby jetzt, dass Tante Vi darauf bestanden hatte, dass sie das Nähen lernte. Doch Libby benötigte immer noch Schnürsenkel. Da sie auf keinen Fall mehr in den Laden mit dem wütenden Besitzer zurückkehren wollte, nahm sie Annikas Angebot, ihr welche zu geben, dankbar an.

Als die beiden Geldgürtel fertiggestellt waren, freute sich Libby auf die Weiterreise. »Wenn alles gut geht, sehe ich Papa morgen Abend«, meinte sie.

»Wenn ihr so oft unterwegs seid, was tut dein Vater eigentlich bezüglich deiner Schulbildung?«, wollte Annika wissen. Das war natürlich immer das Erste, was eine Lehrerin wissen wollte.

»Papa unterrichtet uns auf dem Schiff.«

»Oh, wirklich? Was unterrichtet er?«

»Alles. Wenn wir den Fluss hinauf- und hinunterfahren, macht er eine Geografie-Stunde daraus. Wenn wir an einem wichtigen Hafen anlegen, erwartet er, dass wir dessen Geschichte kennen.«

Nun, da Annika fragte, bemerkte Libby, wie wichtig das war, was Papa tat. »Vor allem versucht er uns beizubringen, wie man lebt. Er will, dass wir wissen, was es heißt, an den Herrn Jesus zu glauben. Und er will, dass wir unseren Überzeugungen gemäß leben.«

Libby dachte noch mehr darüber nach. »Papa lehrt uns besonders gern die Unabhängigkeitserklärung. Was sie für unsere Gründungsväter bedeutete. Was sie heute bedeutet. Wir kommen immer wieder auf einen Teil zu sprechen: ›Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen wurden ...‹«

Annika stimmte mit ein: »... dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden, worunter sind Leben, Freiheit und das Bestreben nach Glückseligkeit.«

»Sie unterrichten die Unabhängigkeitserklärung auch!«, rief Libby aus.

Annika lächelte. »Ich lehre sie oft.«

Als Peter hereinkam, wollte er ihnen seinen neuen Geheim-Eingang in der Scheune zeigen. Indem er genau an der richtigen Stelle Regalbretter angebracht hatte, hatte er jeden offenen Spalt des Eingangs zum Geheimraum versteckt.

»Wir können dich auf der *Christina* gebrauchen!«,

schrieb Libby auf die Schiefertafel und fügte vier Ausrufezeichen an. Peters zufriedenes Grinsen verriet Libby, wie viel ihm dieses Lob bedeutete.

Nachdem sie wieder ins Haus zurückgegangen waren, nahm Annika sie mit ins Wohnzimmer. Dort deckte sie das große Tafelklavier ab. Als sie zu spielen begann, hörte Peter zu.

Der Gedanke überraschte Libby. Dann wurde ihr bewusst, dass Peter genau das tat – er hörte zu! Er stand ans Klavier gelehnt und hielt die Hände und ein Ohr ans Holz. Und er hörte wirklich zu.

Als sie ihn so beobachtete, kam Libby ins Nachdenken. *Dann kann Peter bei einem Klavier die Schwingungen spüren. Muss es ein Musikinstrument sein – etwas wie ein Klavier oder eine Trommel? Oder kann er die Schwingungen spüren, wenn jemand auf ein Stück Holz schlägt?*

Als Annika aufhörte zu spielen, um einen Blaubeerkuchen aus dem Ofen zu nehmen, fragte Libby Peter danach.

»Nur meine Ohren können nicht hören«, erklärte er ihr. »Mit meinem Körper ist alles in Ordnung.«

Libby schrieb auf die Schiefertafel. »Komm, wir vereinbaren noch mehr Geheimzeichen.«

An Peters Grinsen erkannte Libby, dass ihm der Vorschlag gefiel. Als Libby zum Klavier ging, lehnte er sich wieder dagegen und hielt seine Hände und ein Ohr ans Holz.

Auf die Schiefertafel schrieb Libby *Ja*. Ohne Peter zu erlauben, dass er sie beobachtete, drückte Libby eine Taste zweimal hinunter.

»Ja«, sagte Peter. Er kam zu Libby und drückte dann eine Taste zweimal hinunter.

Nun schrieb Libby *Nein* und drückte dann eine Taste viermal.

Peter tat dasselbe. So wurde es zu einem Spiel. Schon bald hatten sie Geheimzeichen für Libby, Peter, Jordan und Caleb. Und was das Beste am Ganzen war: Der ängstliche Blick vom Morgen war aus Peters Gesicht verschwunden.

Als Caleb schließlich zurückkam, hatte Annika das Haus verlassen, um mit einem Nachbarn zu sprechen. Der Duft des frisch gebackenen Blaubeerkuchens erfüllte das Haus. Libby und Peter saßen am Küchentisch und verschlangen je ein großes Stück.

»Neuigkeiten für dich, Libby«, sagte Caleb, als er ein Blatt Papier auf den Tisch legte.

»Schlechte Neuigkeiten?« Libbys Herz stockte. »Ist Papa etwas zugestoßen?«

Caleb schüttelte den Kopf. »Nein, nichts in diese Richtung. Aber er hat etwas anderes geschrieben, das er dich wissen lassen will.«

Caleb reichte ihr das Telegramm. Neugierig begann Libby zu lesen:

DEINE TANTE VI HAT HEIMWEH NACH
DIR STOP

Libby blickte auf. »Heimweh nach mir? Wie kann Tante Vi nur Heimweh haben nach mir?«

»Lies weiter«, erwiderte Caleb.

TREFFT VI AUF DEM MORGENZUG VON
CHICAGO STOP
NEHMT SIE MIT EUCH NACH QUINCY
STOP
SIE KOMMT ZU BESUCH STOP

Libby ließ das Telegramm fallen. »Tante Vi kommt zu Besuch? Das darf nicht wahr sein! Sag mir, dass das nicht stimmt!«

Die »Gib-nie-auf-Familie«

Als Peter das Telegramm aufhob und es laut vorlas, wusste Libby, dass es tatsächlich wahr war. Schwarz auf weiß standen die Worte da, genauso schlimm, wie Libby es sich vorgestellt hatte. Und es kam noch etwas hinzu.

»Dein Papa hat gesagt, dass du nett sein sollst zu deiner Tante.«

»Nett!«, beschwerte sich Libby. »Das ist ja das Allerletzte! Papa verlangt von mir, ich solle nett sein, nachdem sie mich so behandelt hat? Sie hat Papa erzählt, dass ich sie vor all ihren Freunden in Verlegenheit gebracht habe.«

»Du hast sie in Verlegenheit gebracht?« Calebs blaue Augen blickten so unschuldig wie die eines Babys. »Wie hast du das bloß fertiggebracht?«

»Sie hat mich beim Schwimmen erwischt«, schrieb Libby für Peter. »Sie sagte, eine richtige Dame würde *nie* schwimmen.«

»Was soll schlimm sein am Schwimmen?«, fragte Peter. »Ich bin auch ein guter Schwimmer.«

Libby wusste, dass Peters Fähigkeit wichtig war, besonders weil in jener Zeit nicht viele Leute schwimmen konnten. Es war ungewöhnlich, dass sowohl sie als auch Caleb gute Schwimmer waren. Calebs Großmutter hatte darauf bestanden, dass er es lernte, als sie auf die *Christina* zogen. Doch Jordan konnte nicht schwimmen, und es hatte ihn beinahe das Leben gekostet.

»Ich *bin* ein guter Schwimmer«, beharrte Peter.

Libby zweifelte nicht an Peters Worten, aber sie wollte sich nicht ablenken lassen. »Es ist okay, wenn du schwimmst«, schrieb sie Peter. »Du bist kein Mädchen. Tante Vi sagt, ich sei ein Wildfang.«

»Ein Wildfang?«, fragte Caleb. »Jeder, der dich nur anschaut, käme nie auf diesen Gedanken.«

Calebs ernster Blick täuschte Libby nicht darüber hinweg, dass er sie aufzog.

»Tante Vi sagte, sie könne mich nicht zu dem machen, was ich sein sollte«, erklärte sie und vergaß, für Peter zu schreiben.

»Du magst deine Tante nicht?«, fragte Peter.

»Sie mag *mich* nicht.« Dann dachte Libby daran, auf die Schiefertafel zu schreiben. »Sie mag mein Verhalten nicht. Sie will, dass ich perfekt bin.«

Peter hielt sie zurück. »Du musst nicht mehr schreiben. Ich weiß, was du meinst.«

Libby starrte ihn an, zeigte dann auf ihn und nickte, wie um zu sagen: »Stimmt, *du* weißt das.«

Plötzlich schämte sich Libby. *Worüber beschwere ich mich eigentlich?*, dachte sie. *Als ich in diesen vier schrecklichen Jahren bei meiner Tante wohnte, wollte sie einfach, dass ich perfekt bin. Verglichen damit steckte Peter mit Dexter in viel größeren Schwierigkeiten.*

Sie zeigte auf sich und schrieb: »Ich benehme mich unmöglich.« Sie verzog den Mund zu einem schiefen Lächeln und hoffte, dass Peter sie verstand.

Er verstand sie. Oder zumindest sagte er das. »Außerdem gewöhne ich mich langsam an dein Aussehen.«

In diesem Augenblick fielen Libby ihr schiefer

Haarschnitt und ihre zerknitterten Jungenkleider ein. Verzweifelt strich sich Libby mit den Fingern durchs Haar. »Ich muss Tante Vi so begegnen, wie ich jetzt aussehe?«

»Du siehst gar nicht so schlecht aus«, meinte Caleb, als versuchte er, nett zu sein. »Deine Augen haben immer noch dieselbe tiefbraune Farbe.«

»Oh, Caleb, wie kannst du nur? Wie kannst du nur so gemein sein?«

Caleb grinste. »Und Peters Latzhose ist gar nicht so kurz. Nur kurz genug, damit man deine dreckigen Schuhe sieht.«

Libby fand keine Worte, die schlimm genug waren, um ihre Gefühle auszudrücken. Stattdessen sagte sie: »In diesem Zustand besteige ich den Zug bestimmt nicht.«

»Aber nichts hat sich verändert«, erwiderte Caleb ruhig.

»Nichts hat sich verändert?«, stieß Libby hervor. »Dexter war hier und ist verschwunden. Vielleicht verschwindet er ja vom Erdboden. Ich werde diese fürchterliche Verkleidung ablegen.«

»Das kannst du nicht«, widersprach Caleb.

»Du sagst mir, dass ich es nicht kann«, regte sich Libby auf. »Du denkst wohl, dass du mich herumkommandieren kannst? Du denkst doch nicht im Ernst, dass ich Tante Vi so unter die Augen trete?«

Während Peter Tante Vi noch nie begegnet war, kannte Caleb sie und erinnerte sich an sie. Allein Calebs Gesichtsausdruck verärgerte Libby schon über die Maßen.

»Du kannst jetzt nichts verändern«, wiederholte Caleb. »Wir wissen nicht, wo Dexter ist. Peter ist immer noch in Gefahr.«

Dann dachte Libby an Peter. Mit einem besorgten Stirnrunzeln blickte er von einer Person zur anderen, als versuchte er herauszufinden, was sie sagten.

»Ihr wollt mich nicht dabeihaben«, schloss er.

»Nein, nein, nein!« Libby schüttelte den Kopf, um Peter zu versichern, dass dies nicht der Fall war.

»Ich bereite Schwierigkeiten«, erwiderte Peter.

»Nein!« Erneut schüttelte Libby den Kopf.

»Ich gehe weg«, antwortete Peter. »Dann seid ihr die Schwierigkeiten los und müsst nicht miteinander streiten.«

Nun schämte sich Libby. Sie nahm die Schiefertafel und versuchte, es zu erklären. »Peter, ich sehe schrecklich aus. Meiner Tante Vi wird mein Aussehen nicht gefallen.«

Doch Peter ging zur Tür. »Ich gehe nun. Ich gehe allein. Dann musst du nicht so aussehen.«

Aber Libby rannte ihm nach. »Nein, nein, nein!«

Mit steifem Rücken und stolz erhobenem Kopf ging Peter weiter. Er ging direkt zur Tür hinaus und auf die Scheune zu.

In diesem Augenblick wurde Libby etwas bewusst. *Ich habe Peter gerade ebenso wehgetan, wie Tante Vi mir wehgetan hat.*

Fünf Monate lang hatte Libby zugelassen, dass ihr Tante Vis Worte nicht mehr aus dem Kopf gingen. Fünf Monate lang hatte Libby diese Wunde tief in ihrem Innern gespürt. Sie wünschte diese Art von Schmerz

niemandem, schon gar nicht Peter. Sie lernte gerade, ihn wie einen Bruder zu lieben.

Papa sagte, dass wir alle, die auf der »Christina« wohnen, Teil einer »Gib-nie-auf-Familie sind«, kam Libby nun in den Sinn. Wir halten auch dann zusammen, wenn es schwierig ist. Wir glauben aneinander, auch wenn wir nicht perfekt sind.

In diesem Augenblick traf Libby eine Entscheidung. Sie rannte Peter hinterher, packte ihn am Arm und zog ihn in die Küche zurück an den Tisch.

»Es tut mir leid, Peter«, gebärdete Libby. Sie rieb mit der rechten Handfläche im Kreis über ihr Herz, als wollte sie all die schmerzvollen Dinge, die sie gesagt hatte, abwaschen.

Dies war eine der ersten Gebärden, die Peter ihr beigebracht hatte. Doch nun starrte er auf den Boden und weigerte sich, Libby anzuschauen.

Libby nahm die Schiefertafel. »Es ist mein Stolz«, schrieb sie. »Ich bin stolz auf mein Aussehen. Aber ich werde den Zug so besteigen, wie ich jetzt aussehe.«

Als Peter sich weigerte, die Schiefertafel anzuschauen, hielt Libby sie unter seinen gebeugten Kopf. Schließlich blickte Peter auf und sah Libby mit fragenden Augen an. »Warum? Ich bereite dir so viele Schwierigkeiten.«

»Nein!«, schrieb Libby. »Ich mache Schwierigkeiten – und mein Stolz wegen meines Aussehens. Was würde geschehen, wenn Dexter morgen auch in unserem Zug ist? Es ist wichtiger, dass du in Sicherheit bist, als was Tante Vi über mich denkt.«

Als dächte er über ihre Worte nach, saß Peter eine

Weile still da. Dann blickte er Libby in die Augen: »Es tut mir leid, Libby.«

Libby wusste, dass er mehr meinte als ihr Aussehen in Jungenkleidern.

»Aber du und Caleb?«, fragte Peter, als wüsste er, dass Libby immer noch aufgebracht war. »Worüber habt ihr gesprochen? Was ist wirklich los, Libby?«

Libby senkte den Kopf, da sie ihren Schmerz niemandem – nicht einmal Peter – zeigen wollte. Schließlich schrieb sie auf die Schiefertafel: »Ich erinnere mich an jedes schlimme Wort. Tante Vi hat gesagt, sie wolle mich aufgeben.«

Über Peters Schulter las Caleb die Schiefertafel. »Deine Tante hat gesagt, sie wolle dich aufgeben?« In jenem Augenblick wurde Caleb ernst, als wäre die ganze Sache kein Spaß mehr. »Entschuldigung, Libby. Ich hätte mich nicht über dich lustig machen sollen.«

Calebs Freundlichkeit war zu viel für Libby, mehr als alle Hänseleien. Tränen stiegen ihr in die Augen und rannen ihr die Wangen hinunter. Das brachte Libby nur noch mehr in Verlegenheit. Sie wollte nicht vor den Jungen weinen und wischte die Tränen weg.

Doch der Schmerz über Tante Vis Worte, den sie fünf Monate lang mit sich herumgetragen hatte, ließ nicht nach. Stattdessen begann Libby zu schluchzen.

Peter tätschelte ihr die Hand. Caleb nahm sein rotes Taschentuch hervor. Diesmal benutzte Libby es, obwohl es nicht mehr frisch aussah, nachdem es zwölf Tage lang in seinem Rucksack gewesen war.

Als sie schließlich aufgehört hatte zu weinen, hatte Caleb eine Idee. »Annika hat bereits bewiesen, dass sie

vertrauenswürdig ist«, meinte er. »Wenn sie zurückkommt, wollen wir sie fragen, ob sie eine Idee hat, was wir tun können.«

Als Annika zurückkam, schaute sie von einem zum anderen und fragte dann: »Was ist los?«

Caleb begann zu erklären und Libby fügte hinzu: »Papa hat Tante Vi nie von der ›Untergrundbahn‹ erzählt, und ich kann es auch nicht.«

»Falls Libbys Tante Vi irgendetwas verraten würde, könnten Jordan und sein Vater ihre Freiheit oder sogar ihr Leben verlieren«, ergänzte Caleb.

Nachdem sie die ganze Geschichte erfahren hatte, meinte Annika: »Ich will euch helfen. Ich habe meine Arbeit hier erledigt. Die Familie, der dieses Haus gehört, wird in zwei Tagen zurückkehren.«

»Sind Sie sich sicher, dass Sie hier weg wollen?«, fragte Libby und dachte dabei an den jungen Polizeidirektor.

»Es war ein interessanter Wohnort«, meinte Annika. »Vor wenigen Monaten wurde unsere Nachbarstadt North Bloomington als Standort für die pädagogische Hochschule, die *Illinois State Normal University*, ausgewählt. Jesse Fell – der Mann, der 12 000 Bäume pflanzen ließ – hat sich sehr dafür eingesetzt, dass die Schule hier eröffnet werden würde. Einige meinen sogar, dass man die Stadt bald *Normal* nennen wird, nach der Schule.«

Annika goss sich eine Tasse Kaffee ein. »Und im letzten Jahr wurde genau hier in Bloomington die Republikanische Partei von Illinois gegründet. Herr Abraham Lincoln hat eine brillante Rede gehalten.«

»Herr Lincoln hat hier eine Rede gehalten?«, fragte Libby. »Was hat er gesagt?«

Annika grinste. »Ich weiß es nicht.«

»Aber Sie haben gesagt ...«

»Es war eine so faszinierende Rede, dass sogar die Reporter vergaßen, sie aufzuschreiben. Niemand kann sich daran erinnern, was er gesagt hat.«

Annika blickte verschmitzt. »Man nennt sie auch ›Herrn Lincolns verlorene Rede‹.«

Annika schaute von Libby zu Peter und Caleb, als hätte sie die drei bereits genauso lieb gewonnen, wie sie die Lehrerin mochten. »Ich fahre mit euch zur *Christina*. Dann gehe ich nach Galena oder ins Minnesota-Territorium. Ich kenne eine Lehrerin namens Harriet Bishop in Saint Paul. Sie wird mir bei der Suche nach einer anderen Lehrerstelle helfen.«

»Wenn Sie mit uns kämen, wären wir wie eine Familie«, meinte Libby.

Annika stimmte zu. »Immer wenn Caleb Jordan und dessen Vater von einem Zug zum nächsten bringen muss, werden du, Peter und ich deine Tante Vi beschäftigen. Sie wird nicht merken, was vor sich geht.«

Annika verstand auch, warum Peter solche Angst vor Dexter hatte. »Der sieht wirklich gefährlich aus. Das habe ich gleich bemerkt, als ich ihm heute begegnet bin. Libby, du musst deine Verkleidung beibehalten. Ich gebe dir einen anderen Hut – einen, der dein Gesicht besser verbirgt.«

* * *

In der Nacht wachte Libby zweimal voller Schrecken mit dem Gefühl auf, dass etwas Furchtbares geschehen war. Jedes Mal wurde sie völlig wach und erinnerte sich daran, dass Tante Vi am Morgen aus Chicago ankommen würde. Bestimmt würde sie das Schlimmste von Libby denken und dies auch aussprechen.

Warum bin ich so aufgebracht?, fragte sich Libby. *Ich wurde gestern zu einer Polizeiwache gezerrt und beschuldigt, Falschgeld weitergegeben zu haben. Kann denn etwas Schrecklicheres als das passieren?* Doch aus irgendeinem Grund schien es noch schlimmer zu sein, ihrer Tante unter die Augen treten zu müssen.

Dann erkannte Libby, was sie wirklich beschäftigte. Die ganze Zeit hatte sie ihrer Tante gefallen wollen. Doch in all den Jahren hatte Libby genau das nie geschafft.

Schließlich begann Libby zu beten. *Bitte, Gott, ich will einfach geborgen sein – sicher vor all den furchtbaren Dingen, die Tante Vi sagt und tut. Sicher vor all den schrecklichen Dingen, die Dexter oder seine Freunde tun könnten.*

Am nächsten Morgen saß Libby immer noch am Frühstückstisch, als Caleb ankündigte: »Ich geh mal und statte Herrn Pinkertons Freund einen Besuch ab. Wir bringen die zusätzlichen Fässer für die *Christina* zum Bahnhof. Wir sehen uns dort, ja?«

Heute hatte Annika ihr langes schwarzes Haar hochgebunden, doch einige Locken um ihr Gesicht herum waren ihr entwischt. Sie trug ein hellblaues Reisekleid.

Sobald Annika Libby und Peter Eier und Schinken aufgetischt hatte, begann sie mit dem Abwasch. »Wir

müssen in einer halben Stunde gehen«, mahnte sie, als Libby in ihrem Essen herumstocherte.

Obwohl das Frühstück gut aussah, brachte Libby kaum einen Bissen herunter. Als sie schließlich aufstand und ihren Teller zu Annika brachte, bemerkte sie, dass die Lehrerin sie beobachtete.

»Was ist los, Libby?«, fragte sie.

Die Freundlichkeit in Annikas Stimme berührte Libbys Herz.

»Du sagst es mir lieber«, sagte Annika freundlich. »Ich glaube, es ist etwas, was ich wissen muss.«

Libby schloss ihren Bericht über Tante Vi mit der Bemerkung: »Sie will, dass ich perfekt bin – eine richtige junge Dame. Sie sagte, ich ziehe immer Schwierigkeiten an.«

Annikas Lächeln war wieder verschmitzt. »Na, Schwierigkeiten ziehst du allerdings an. Aber du *bist* eine junge Dame, auch in Jungenkleidern.«

»Wirklich?« Allein schon der Gedanke erschreckte Libby.

Annika nickte. »Du wächst ganz schnell zu einer jungen Dame heran. Es ist in dir, Libby. Darum ist es für dich so schwierig, einen Jungen zu spielen. Doch im Augenblick musst du es, und weil du es musst, wird es dir auch gelingen.«

»Für Peter«, sagte Libby leise.

»Für Peter.«

Jetzt verstand Libby Annika besser. »Genauso, wie Sie Dinge tun, vor denen Sie Angst haben. Sie verstecken entlaufene Sklaven.«

In der letzten Nacht hatte Annika die Steppdecke

mit der Jakobsleiter hereingenommen. Nun lag sie sauber gefaltet über einem Stuhl. Annika nahm sie auf.

»Erinnerst du dich an Jakobs Traum von einer Leiter, die von der Erde bis zum Himmel ging? Und Gott stand darüber und versprach Jakob: ›Ich bin mit dir, und ich will dich behüten überall, wohin du gehst.‹ Libby, das sagt Gott zu dir: ›Ich bin mit dir. Ich werde dich behüten überall, wohin du gehst.‹«

Annika legte die Steppdecke wieder hin. »Ich kann dir nicht versprechen, dass heute ein angenehmer Tag wird«, sagte sie sanft. »Ich wünschte, ich könnte dir das versprechen, aber das geht nicht. Du erlebst heute vielleicht einen schrecklichen Tag. Aber etwas wünsche ich dir: dass du herausfindest, was Gott über dich denkt.«

»Was Gott über mich denkt!« Libby lachte beinahe laut auf. Wenn Annika nicht so nett zu ihr gewesen wäre, hätte Libby sich darüber lustig gemacht.

»Was Gott über dich denkt«, wiederholte Annika mit fester Stimme. »Das ist viel wichtiger als das, was deine Tante über dich denkt.«

Libby war sich da nicht so sicher. »Was kann schlimmer sein, als sowohl Tante Vi als auch Gott unter die Augen zu treten?«

Doch Annika lächelte bloß. »Wart's ab. Du wirst schon sehen.«

Sie nahm die Steppdecke und eilte davon, um sicherzustellen, dass auch Peter zum Aufbruch bereit war. Die Lehrerin hatte bereits zwei Stofftaschen gepackt und neben die Tür gestellt. Doch eine Bibel lag offen auf dem Tisch. Nun fragte sich Libby: *Was kann so wich-*

tig sein, dass Annika ihre Bibel bis zum Schluss offen liegen lässt?

Libby schaute genauer hin und sah, dass die Bibel bei Psalm 16 aufgeschlagen war. Der achte Vers dieses Psalms war sorgfältig unterstrichen. Libbys Neugier war geweckt.

Eine Bibel ist echt wertvoll. Manche halten darin Geburten oder Todesfälle der Familie fest. Aber einen Vers unterstreichen?

Dann las Libby den Vers. Die Worte schienen ihr ins Auge zu stechen. »Ich habe den HERRN stets vor mich gestellt; weil er zu meiner Rechten ist, werde ich nicht wanken.«

Werde ich nicht wanken? Libby dachte darüber nach. Bedeutet das, nicht aus dem Konzept gebracht zu werden? Keine Angst zu haben?

Ja!, stellte Libby fest – denn nun, als sie über den Herrn nachdachte, spürte sie inneren Frieden. Sie war nicht mehr ängstlich.

Libby blieb dort stehen und lernte den Vers auswendig. *Wenn ich mich nur an diese Worte erinnern kann. Wenn ich sie mir nur in Erinnerung rufen kann, auch wenn mir etwas echt Schlimmes passiert ...*

Tante Vis Drohung

Während Libby wartete, bis die anderen ebenfalls bereit waren zum Aufbruch, nahm sie die Steppdecke mit dem Zeichen darauf vom Stuhl. Einen Augenblick lang strich Libby über den weichen Stoff mit seinen sorgfältig genähten Stücken. *Ohne diese Steppdecke hätten wir Annika nie getroffen.*

Als die Lehrerin mit Peter zurückkam, streckte Libby ihr die Steppdecke hin. Doch Annika schüttelte den Kopf. »Sie gehört dir, Libby.«

»Mir?« Sofort kamen Libby die Decken in den Sinn, die sie für flüchtige Sklaven ins Geheimversteck der *Christina* gelegt hatte. Die waren alle nicht so schön gewesen wie diese. »Mir? Zum Behalten?«

Annika lächelte. »Im westlichen Kentucky nennt man das eine ›Untergrundbahn-Steppdecke‹. Du gehörst nun zur ›Untergrundbahn‹, Libby. Ich nehme an, dass du die Steppdecke irgendwann einmal als Zeichen gebrauchen kannst. Und außerdem möchte ich, dass sie dich an etwas erinnert.«

»Erinnert?« Libby war sich nicht sicher, was Annika meinte.

»Damit sie dich daran erinnert, wer du bist – ein ganz besonderes Mädchen, das schnell zu einer Frau heranwächst.«

Libby grinste. »Auch wenn ich wie ein Junge angezogen bin.«

Annika lächelte zurück. »Auch wenn du dich oft eher wie ein Junge benimmst.«

Gemeinsam steckten sie die Steppdecke mit der Jakobsleiter in einen Kissenbezug, um sie sauber zu halten. Libby klemmte sich den Kissenbezug unter den Arm und war bereit zum Aufbruch.

Annika hatte einen Freund gebeten, sie alle zum Bahnhof zu fahren. Dort stellten sie fest, dass der Zug aus Chicago bereits angekommen war. Sie trafen Caleb, der auf sie wartete. Er lehnte an der Wand des Bahnhofsgebäudes und flüsterte Libby zu: »Er ist hier.«

»Er?« Libby entging die Sorge in Calebs Stimme nicht. »Nicht *sie*? Wer ist *er*?«

Caleb blickte sich um und gebärdete dann Jordans Namen.

»Was ist geschehen?«, fragte Libby.

»Die Leute in Chicago meinten, es wäre für Micah Parker zu gefährlich, zurück in den Westen von Illinois zu gehen. Sie wollten nicht, dass er das Risiko einging. Er fährt direkt von Chicago zu seiner Familie in Galena. Kannst du dir das freudige Wiedersehen vorstellen?«

»Und Jordan trifft seinen Vater dort?«, fragte Libby.

»Wenn alles gut geht. Jordan hätte mit ihm reisen sollen, aber er wusste, dass wir den Treffpunkt nicht ohne ihn verlassen hätten.«

»Er hat recht. Wir wären hier geblieben«, meinte Libby. »Und wenn wir nicht abfahren, gelangt das Geld nicht zu Papa. Und Papa kann dann die Zahlung für die *Christina* nicht rechtzeitig leisten. Aber ...«

»Ich weiß.« Obwohl es Caleb normalerweise gelang, seine Gefühle zu verbergen, sah er nun beunruhigt aus. »Ich habe mich die ganze Zeit gefragt, ob Dexter sich

nicht irgendwo versteckt und uns gerade beobachtet. Ich mag nicht einmal daran denken.«

Caleb sprach noch leiser. »Sobald unsere besondere Ladung auf dem nächsten Zug ist, treffen wir deine Tante.«

»Wir?«, fragte Libby. »Kommst du mit?«

Caleb grinste. »Na klar!«

»Caleb, das ist echt nett von dir.«

»Na, da bin ich mir nicht so sicher. So heldenhaft ist das auch wieder nicht.« Trotz seiner Sorge um Jordan klang Caleb wieder wie sonst. »Um ganz ehrlich zu sein: Ich will auf keinen Fall verpassen, wie du deiner Tante begegnest.«

Um Quincy, eine Stadt in Illinois am Mississippi, zu erreichen, mussten sie zuerst die kurze Strecke zum nächsten Eisenbahnknotenpunkt in nördlicher Richtung zurücklegen und danach noch zweimal umsteigen.

»Ich frage mich, ob deinem Vater bewusst ist, wie schwierig es ist, von hier nach Quincy zu gelangen«, bemerkte Caleb, als Gepäckträger begannen, die Fässer aus Chicago abzuladen.

»Nun«, meinte Libby, »so, wie ich Papa kenne ...«

Caleb führte den Satz für sie zu Ende: »... muss es einen besonderen Grund dafür geben, warum er länger in Quincy anlegen will. Vielleicht hat es etwas mit Avery Turner zu tun.«

»Avery Turner?«, fragte Libby.

»Asa Turners Bruder.«

»Alles klar!« Libbys Stimme war zuckersüß. »Von dem Pastor in Denmark, Iowa.« Vor einigen Mona-

ten hatte Caleb Libby gesagt, dass sie nie Asa Turners Vorstellungen entsprechen würde. Asa Turner meinte, dass Männer, die nach Iowa kommen, Frauen heiraten sollten, die stolz darauf waren, ein Jeanskleid zu tragen. Doch jetzt trug Libby nicht nur Jeansstoff. Sie trug sogar eine Latzhose statt eines Jeansrocks.

Aber Caleb fuhr fort: »Avery Turner lebt auf einer Farm nördlich von Quincy. Er stellt am Fluss entlang Fässer auf. Entlaufene Sklaven schwimmen über den Fluss und verstecken sich in den Fässern, bis sie ungefährdet auf der Straße zu Turners Farm weitergehen können.«

Caleb lehnte sich scheinbar entspannt an die Wand des Bahnhofsgebäudes, doch Libby wusste, dass er alles im Blick behielt. Während die Ladung auf einen anderen Zug verfrachtet wurde, beobachtete Caleb jede kleinste Bewegung der Fässer.

»Da!«, meinte er schließlich. »Unsere Speziallieferung ist auf dem Weg.«

Peter blieb bei Annika, als könnte sie ihn vor allem beschützen. Caleb folgte Libby in den Zug von Chicago.

Als Libby den Personenwagen bestieg, hatte sie insgeheim einen tiefen Wunsch. Von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit ihrem ganzen Sein hoffte sie, dass Tante Vi den Zug verpasst hatte. Mit einem Schlag würden dann alle Sorgen von Libby abfallen.

Doch als sie vor den anderen den Gang entlangging, sah Libby ihre Tante am Ende des Wagens am Fenster sitzen. Das Fenster war geöffnet, und Libby wusste, dass allein dies schon ungewöhnlich war. Egal, wie heiß es war – ihre Tante reiste nie mit geöffnetem Fenster. Sie

hasste die schwarze Wolke, die Asche und Staub von der Lok in die Personenwagen führte.

Dass sie das Fenster geöffnet hatte, konnte nur eines bedeuten: Tante Vi wollte nicht, dass ihre Sicht auf die einsteigenden Passagiere durch irgendeine Unebenheit im Glas behindert wurde.

Mitten im Gang blieb Libby stehen. Wie eine kalte Hand, die nach ihrer Kehle griff, wurde ihr etwas klar: *Tante Vi hat mich gesehen. Sie hat mich gesehen und hat mich nicht erkannt.*

Bis zu den Zehenspitzen verängstigt, begann Libby zu beten. *Wie lautete der Vers schon wieder, den ich mir merken wollte?*

Dann holte Caleb Libby ein. Als er an ihr vorbeiblickte, wusste Libby, dass er ihre Tante ebenfalls erkannt hatte. Doch Caleb meinte nur: »Geh weiter, Libby. Ich bin direkt hinter dir.«

Als Libby ihm eine Grimasse schnitt, warnte er: »Wenn du so dreinschaust ...«

Hinter ihnen bildete sich ein Stau im Gang. Libby hatte keine andere Wahl – sie musste weitergehen. Bei ihrer Tante blieb Libby stehen und räusperte sich.

»Tante Vi?«, fragte Libby schwach.

Als ihre Tante Vi sich nicht vom Fenster abwandte, sagte Libby noch einmal: »Tante Vi?«

Tante Vi drehte sich immer noch nicht um. Von hinten flüsterte Caleb: »Sprich lauter! Sie beißt dich nicht.«

Libby runzelte die Stirn. Es war schon schlimm genug, ihrer Tante so gegenüberzutreten zu müssen. Sie wollte nicht, dass Caleb sie drängte.

Dann blickte Tante Vi vom Fenster weg. Mit einem

verwirrten Gesichtsausdruck starrte sie Libby an. »Junger Mann, ein Eisenbahnwagen voll respektabler Leute ist kein Ort zum Betteln.«

Libby blieb der Mund offen stehen. »Zum Betteln?«

Von Schrecken erfüllt drehte sie sich schnell um und wollte aus dem Wagen rennen. Doch Caleb versperrte ihr den Weg.

»Biete ihr die Stirn!«, flüsterte Caleb.

»Tante Vi die Stirn bieten?«, flüsterte Libby zurück. Ihre Kehle fühlte sich trocken an, allein schon beim Gedanken daran.

Doch Caleb ergriff Libby beim Ellbogen und drehte sie herum. Obwohl sie sich schwach fühlte, wusste Libby, dass sie dem Bevorstehenden nicht entfliehen konnte. Falls sie jetzt davonlief, würde Caleb ihr das immer wieder vorhalten.

Diesmal zwang sich Libby, laut zu sprechen. »Tante, ich bin's – Libby.«

Als käme sie aus einem exotischen Land, blickte Tante Vi Libby genauer an. Lange untersuchte Vi ihr Gesicht. Dann wanderte ihr Blick zu Libbys schmutzigem, zerknittertem Hemd, der zu kurzen Latzhose und den Schuhen mit den herausgezogenen Zungen. Schließlich blickte Tante Vi ihr wieder ins Gesicht.

»Libby?«, fragte sie, als könnte sie ihren Augen nicht trauen. »Kind! Was hast du nur mit dir gemacht?«

In diesem Augenblick erinnerte sich Libby an alle Albtraum-Sätze, die ihre Tante jemals ausgesprochen hatte. »*Ich kann Libby einfach nicht dazu bewegen, das werden zu wollen, was sie werden soll*«, hatte Tante Vi Papa geklagt. »*Sie kann nichts richtig machen!*«

Nun hob Tante Vi ihre Brille, die an einer Kette um ihren Hals hing. »Genauso, wie ich vermutet hatte«, verkündete sie. »Du trägst nicht nur schockierende Kleider. Sie sind auch noch schmutzig!«

»Ja, Tante ...«, begann Libby

»Sag nicht ›Ja, Tante‹ zu mir. Ich kann überhaupt nicht begreifen, warum du mich in dieser Aufmachung abholst. Jeden Tag in diesen vier langen Jahren habe ich dir beigebracht, wie sich eine richtige Dame verhält. Sieh nur, was dein Vater in nur fünf Monaten fertiggebracht hat!«

Nun wurde Libby wütend und wollte ihren Vater verteidigen: »Es ist nicht seine Schuld! Es war meine Entscheidung, mich so zu kleiden. Er weiß es nicht ...«

»Er *weiß* es nicht?« Tante Vi war nun wirklich aufgebracht, und ihr Gesicht wurde rot vor Zorn. »Willst du damit sagen, dass mein Schwager, dein Vater, der Mann deiner armen toten Mutter, nicht weiß, dass du so herumläufst?«

»Tante Vi«, rutschte es Libby heraus. »Ich versuche, einen Freund zu beschützen.«

»Einen Freund beschützen?«

Libby schluckte leer. *Einen Freund vor einem Mann zu beschützen, der aus einer Haftzelle ausgebrochen ist*, hatte sie eigentlich sagen wollen. Doch gerade noch rechtzeitig fiel ihr ein: *Papa wird sich freuen, dass ich das getan habe. Doch wenn Tante Vi Verdacht schöpft ...* Libby wollte sich nicht ausmalen, was dann geschehen würde.

Wenn es in Libbys Macht gestanden hätte, wäre sie für immer verschwunden. Sie wäre für immer vor dem

Zorn ihrer Tante geflohen. Für immer hätte sie sich vor den Worten versteckt, von denen sie wusste, dass sie kommen würden.

»Eine richtige junge Dame würde nie so aussehen wie du!«

»Ja, Tante Vi«, antwortete Libby höflich.

Da sie möglichst weit von ihrer Tante entfernt sein wollte, trat sie einen Schritt zurück.

»Au!«, schrie Caleb, als Libby ihm auf den Fuß trat. Sofort hielt er sich den Mund zu, als wollte er nicht alles noch schlimmer machen.

Plötzlich fiel Libby etwas ein. »Tante Vi, Papa sagte, wir sollten dich hier treffen und zusammen umsteigen. Wir sollen ihn in Quincy treffen.«

Mit Calebs Hilfe führte Libby ihre Tante den Gang entlang. Als sie in den nächsten Zug stiegen, folgten Peter und Annika ihnen.

Zu Libbys großer Erleichterung wählte ihre Tante einen Sitz aus, der von anderen leeren Sitzen umgeben war. Während sich ihre Tante einen Fensterplatz aussuchte, stand Libby im Gang. Inzwischen war ihr eingefallen, dass eine richtige junge Dame die Leute einander immer vorstellte. Also begann sie: »Tante Vi, darf ich dir meine Freunde vorstellen?«

Libby winkte Caleb zu sich. In der Hitze des Augusttages klebte sein blondes Haar an der Stirn. Sein Gesicht war etwas verschwitzt, doch soweit Libby es beurteilen konnte, hatte er nie besser ausgesehen.

»Dies ist Caleb Whitney«, sagte Libby stolz. »Caleb ist ein Schiffsjunge auf der *Christina*.« Doch da wurde Libby unterbrochen.

»Ein Freund?«, wollte Tante Vi wissen. »Ein Schiffsjunge ist dein Freund?«

Libby starrte sie an. Sie hatte vergessen, dass Tante Vi immer darauf bestanden hatte, dass sie selbst Libbys Freunde auswählte. Für gewöhnlich waren diese Freunde langweilig und uninteressant – sogar steif, weil sie Tante Vis seltsamem Sinn dafür, wer würdig war, Libbys Freund zu sein, entsprechen wollten.

Nun war Libby wütend und richtete sich zu ihrer vollen Größe auf. »Ja, Tante Vi, Caleb ist mein Freund. Caleb ist auch Papas Freund. Papa sagt, er würde Caleb sein Leben anvertrauen.« Libby drehte sich um. »Caleb, dies ist meine Tante, Frau Alexander Thornton.«

»Sehr erfreut, Sie kennenzulernen«, erwiderte Caleb, sogar noch höflicher als Libby.

Libby hakte sich bei Peter ein und zog ihn nach vorn. Hoffentlich war ihre Tante wenigstens zu ihm nett.

»Dies ist mein Freund Peter Christopherson«, sagte Libby. Sie erwähnte mit keinem Wort, dass Peter auf ihrer Fahrt den Mississippi hinunter ebenfalls auf dem Schiff arbeitete.

Libby nahm die Schiefertafel aus Peters Tasche. »Dies ist meine Tante, Frau Thornton«, schrieb sie, obwohl sie keinerlei Zweifel hegte, dass Peter es bereits wusste.

Als Peter höflich »Guten Tag!« sagte, nickte Tante Vi zurück. Zum ersten Mal, seit Libby sich erinnern konnte, schien ihre Tante sprachlos zu sein.

Dann trat Annika vor. Mit einem raschen Blick prüfte Tante Vi die junge Frau von Kopf bis Fuß. Annika

hielt Tante Vis Blick ohne Augenzwinkern stand. Stattdessen lächelte sie.

»Ich bin Annika Berg«, sagte sie, als Libby kein Wort hervorbrachte.

Tante Vi bot ihr die Hand an. Anscheinend war hier endlich jemand, an dem ihre Tante Gefallen fand. Mit ihrer sanften und warmherzigen Art war Annika ganz die Dame, die Tante Vi gefiel.

Ein leerer Sitz befand sich Tante Vi gegenüber. Annika setzte sich anmutig Libbys Tante gegenüber. Als hätte sie eine eingerollte Schlange vor sich, setzte sich Libby neben Annika. Caleb und Peter nahmen auf Sitzen auf der anderen Seite des Ganges Platz.

Als der Zug aus dem Bahnhof tuckerte, versuchte Libby verzweifelt, mit ihrer Tante ein Gespräch in Gang zu bringen.

»Onkel Alex?«, fragte Libby. »Wie geht es ihm?«

Das reichte Tante Vi. Für die nächsten zwanzig Minuten füllte sie die Luft mit Neuigkeiten von Onkel Alex. Seine Geschäfte hatten ihn nach Europa geführt, und Tante Vi sprach stolz von seinen vielen Errungenschaften. Doch nur ein Gedanke beherrschte Libby. *Tante Vi sehnt sich nicht nach mir. Sie vermisst nur Onkel Alex.* Obwohl Libby ihre Tante nicht hatte sehen wollen, schmerzte sie die Erkenntnis, dass sie nur ihre Zeit überbrückte, bis Onkel Alex zurückkehrte.

Die Zugfahrt durch den Westen von Illinois zum Mississippi schien endlos. Als versuchte sie, Libby zu beschützen, blieb Annika beim nächsten Umsteigen dicht neben ihr. Nachdem sie Peoria hinter sich gelassen hatten, fragte Tante Vi Annika nach ihrem Mann.

»Mein Mann?«, erwiderte Annika.

Libby sah die Antwort ihrer Tante bereits voraus.

»Eine Frau in Ihrem Alter ist bestimmt verheiratet.«

»In meinem Alter?« Erneut klang Annika höflich, doch Libby entging das Blitzen in ihren Augen nicht. Wenn jemand in Libbys Alter sich in Bezug auf Annikas Familienstand irrte, war das *eine* Sache. Aber bei jemandem in Tante Vis Alter sah das schon ganz anders aus.

»Wenn Sie es wissen wollen: Ich bin 26 Jahre alt«, erklärte Annika. Ohne Tante Vi Zeit für eine Antwort zu geben, erhob sich Annika und begab sich zur Damentoilette.

»26!«, meinte Vi abschätzig, sobald Annika außer Hörweite war. »Sie hat wohl eine ganz furchtbare Einstellung, wenn sie so hübsch und doch eine alte Jungfer ist.«

Diesmal weigerte sich Libby zu antworten. Während sie aus dem Fenster starrte, gingen ihr Worte durch den Kopf, im selben Rhythmus wie das Rattern der Zugräder. *Alte Jungfer, alte Jungfer, alte Jungfer.*

Die Worte schmerzten Libby. Nur weil Annika sich entschieden hatte, noch nicht zu heiraten, hieß das noch lange nicht, dass sie eine »alte Jungfer« war. Im Gegenteil: Sie war eine ganz besondere Person mit einem erfüllten, interessanten Leben. Von ganzem Herzen wünschte sich Libby, dass die endlose Fahrt endlich zu Ende ging.

Jedes Mal, wenn sie in einen anderen Zug stiegen, beschäftigten Libby, Peter und Annika Tante Vi, sodass sich Caleb ungehindert darum kümmern konnte, dass

Jordans Fass in den nächsten Zug gelangte. Bei jedem Halt hielt Libby auch nach Dexter und dessen Freund Ausschau.

Zuerst war sie erleichtert, dass sie keinen der beiden erblickte. Bald jedoch war sie wegen dieser Tatsache beunruhigt. *Dexter weiß, dass wir zur »Christina« zurückkehren müssen. Ist er uns vorausgefahren, da er weiß, dass Jordan und Peter sowieso dorthin kommen werden?* Bei dreihundert Leuten plus Ladung auf der *Christina* wäre es für Dexter ein Leichtes, sich an Bord zu schleichen und Papa noch ein weiteres Mal übel mitzuspielen.

In der Nähe von Quincy verließ Annika sie erneut, um zur Damentoilette zu gehen. Während der Zug durch die Felder nördlich von Quincy fuhr, schaute Libby aus dem Fenster. »Oh, schaut!«, rief sie aus, als sie sich dem Rand einer hohen Klippe näherten. Von dort aus konnte Libby meilenweit den Mississippi hinauf und hinunter sehen. Diese wunderschöne Aussicht hob ihre Stimmung.

Dann fragte ihre Tante: »Dein Vater trifft uns hier?«

Libby nickte nur. Ihr war heiß, sie war müde und fühlte sich elend. Während der ganzen Reise hatte sie Tante Vi, dann Annika, dann wieder Tante Vi beobachtet. *Wenn ich erwachsen bin, weiß ich, wem ich ähnlich sein will*, dachte Libby. *Das ist eine leichte Entscheidung.*

Tante Vi blickte noch einmal an Libbys Latzhose hinunter. »Ich warne dich! Ich lasse das bei deinem Vater nicht durchgehen, dass er dich so herumlaufen lässt!«

Libby drehte sich der Magen um. Sie wusste genau, wohin das führte. Sie bewegte den Stoff von Peters Latz-

hose zwischen den Fingern hin und her und starrte wortlos auf ihre Hände.

Doch ihre Tante sprach weiter. »Falls je etwas Vernünftiges aus dir werden soll, musst du bei einer Frau mit Niveau leben – wie ich eine bin.«

Nachdem sie erfahren hatte, wie gut es war, bei Papa zu leben, konnte sich Libby nichts Schlimmeres vorstellen. Tief in ihrem Innern war Libby zum Weinen zumute. Doch sie schluckte die Tränen herunter, die ihr die Sicht nehmen wollten. Libby war zu stolz, um irgendjemandem – schon gar nicht ihrer Tante – zu zeigen, wie tief verletzt sie war.

Als Libby schließlich aufschaute, bemerkte sie, dass Annika bereits wieder im Gang stand und zuhörte. Dass die Lehrerin Tante Vi gehört hatte, war Libby noch peinlicher. Als hinge ihr Leben davon ab, starrte sie aus dem Fenster.

Annika setzte sich neben Libby. Um einen steilen Abhang hinunterzufahren, bremste die Lokomotive auf ein Schneckentempo hinunter. Direkt vor ihnen war der Mississippi zu sehen, mehrere Hundert Meter breit. Der Zug fuhr zwischen einer Sandsteinklippe und dem Fluss in die geschäftige Stadt Quincy ein. Libby war einfach nur froh, dass die Fahrt vorüber war.

Mit quietschenden Bremsen und scheppernden Wagen kam der Zug neben einem hölzernen Bahnsteig zum Stehen. Als Caleb und Peter zur Tür gingen, raffte Tante Vi ihre Habseligkeiten zusammen und ging ebenfalls zur Tür. Doch Annika blieb neben Libby sitzen.

Auch Libby wollte aufstehen, doch Annika hielt

sie zurück. »Einen Augenblick! Ich möchte dir etwas sagen.«

Erleichtert ließ Libby sich wieder auf ihren Sitz fallen. Mehr als alles andere wollte sie Abstand zwischen sich und ihre Tante bringen. Doch Annika hatte mehr im Sinn.

»Ich wollte dir etwas für den heutigen Tag mitgeben«, sagte sie leise. »Für den Fall, dass du nicht spürst, wie sehr Gott dich liebt, möchte ich es dir sagen.«

Überrascht blinzelte Libby ihre Tränen zurück, die sie den ganzen Tag mit Mühe unterdrückt hatte. *Gott liebt mich?*

Dann kam ihr Stolz hoch. »Gott liebt *alle*«, erwiderte Libby wie ein Kind, das wiedergab, was man ihm beigebracht hatte. »Er liebt uns so sehr, dass er seinen Sohn gesandt hat, damit er an unserer Stelle starb.« Doch ihre eigenen Worte erschienen ihr selbst so unwirklich.

»Das stimmt«, meinte Annika. »Gott liebt jede und jeden. Gott *hat* seinen Sohn gesandt, sodass wir für unsere Sünden um Vergebung bitten können. Aber verstehst du, dass Jesus für *dich* gestorben ist?«

»Ja.« Libby sprach leise. Vor ein paar Monaten hatte Caleb ihr dasselbe gesagt, und sie glaubte es. Aber nun, wenn Libby versuchte, an Gottes Liebe zu denken, entfernte sie sich innerlich von diesem Gedanken. Irgendwie hatte sie Angst, diese Liebe zu prüfen. *Liebt er wirklich MICH?*

Annika schien ihre Gedanken gehört zu haben. »Libby, Gott liebt dich als Person. Als ein Individuum. Genau so, wie du bist.«

Nach diesem furchtbaren Tag mit ihrer Tante konnte

Libby das nicht ohne Weiteres glauben. Gott schien sehr weit weg zu sein. »Wie kann Gott mich bloß lieben, wenn doch meine eigene Tante, bei der ich vier Jahre lang gelebt habe, nie mit mir zufrieden ist?«

»Libby, schau mich an.« Die Lehrerin wartete, bis Libby ihr in die Augen blickte. »Egal, was andere über dich denken: Du bist ein von Gott geliebter Mensch. Wenn du deiner Tante vergibst, kannst du Gottes Liebe spüren. Er freut sich darüber.«

»Ich bin von Gott geliebt?« Libbys Lachen klang hart und bitter, sogar in ihren eigenen Ohren. Doch Annika lächelte nur. »Wart's ab, Libby. Du wirst schon sehen.«

Libby seufzte. »Das glaube ich nicht. Tante Vi will, dass ich wieder nach Chicago komme. Da Onkel Alex weg ist, will sie jemanden, der ihre große, stille Villa ausfüllt.«

Annika schüttelte den Kopf. »Libby, hör mir zu – ich versuche, dir etwas mitzuteilen.«

Doch Libby wandte den Blick ab. Sie war nun verzweifelt. *Ich bin von Gott geliebt?* Wenn Annika nicht so ein besonderer Mensch gewesen wäre, hätte Libby ihr diese Worte ins Gesicht zurückgeschleudert. *Was tue ich bloß wegen Tante Vi? Ich will nicht bei ihr leben!*

Dann – wie die Sonne, die am Horizont aufging – kam Libby die beste Idee der ganzen Welt. *Papa hat Mama geheiratet, als sie beide noch sehr jung waren. Annika ist jetzt 26. Papa ist 34. Das passt doch perfekt!*

Libby richtete sich auf. *Falls Papa wieder heiraten würde, könnte Tante Vi mir nicht drohen. Sie könnte Papa nicht sagen, dass ich nach Chicago zurückgehen muss.*

Die flüchtigen Sklaven von Quincy

Libby blickte Annika an und lächelte – das Lächeln, das sie an den Jungs in Chicago geübt hatte. Ohne Ausnahme hatte es ihr immer geholfen, das zu bekommen, was sie wollte. »Annika, ich sollte dir von meinem Papa erzählen«, begann Libby. »Er ist echt nett – und ein guter Christ.«

Als Interesse in Annikas Augen aufblitzte, fuhr Libby fort. »Er sieht sehr gut aus. Groß, schwarze Haare und nur ein wenig Grau genau hier.« Libby berührte mit den Fingern den Bereich ihres Gesichts direkt vor den Ohren. »Gerade genug grau, um vornehm auszusehen. Er ist gar nicht so alt.«

Die Worte sprudelten Libby nur so heraus, als sie versuchte, Papa attraktiv darzustellen. »Und er fährt ein gutes Schiff. Die Frau, die ihn heiratet ...«

Annikas Gesichtszüge verhärteten sich. »Was genau versuchst du mir mitzuteilen?«

Doch Libby achtete nicht darauf. »Ich habe die perfekte Lösung gefunden«, meinte sie. »Tante Vi sagt, ich brauche den Einfluss einer Frau – und dass ich deshalb wieder bei ihr leben muss. Aber ich könnte auf der *Christina* bleiben, wenn du Papa heiraten würdest.«

»Mädchen!«, erwiderte Annika in einem Tonfall, den nicht einmal Libby ignorieren konnte. »Mein liebes Mädchen ...«

Annikas Augen sprühten ärgerliche Funken. Da ihre sanfte, helle Haut rot angelaufen war, verstand Libby

schließlich. Annika war nicht nur verärgert. Sie war beleidigt.

»Ich bin aus zwei Gründen in den Westen gekommen. Erstens hat der Herr mich hierher geführt, und zweitens will ich mir das Land ansehen.« In Annikas Stimme schwang ein Tonfall mit, den Libby vorher noch nie gehört hatte. »Ich bin nicht in den Westen gekommen, um einen Mann zu suchen!«

Ohne ein weiteres Wort stand Annika auf und ging zum Ausgang. Libby hatte keine andere Wahl – sie musste ihr folgen. Sie konnte nur eines denken: *Ich habe alles nur noch schlimmer gemacht!*

Als Libby und Annika aus dem Zug stiegen, standen Caleb und Peter neben Papa auf dem langen Bahnsteig. Papa sprach mit Tante Vi, sah sich aber die ganze Zeit nach Libby um. Er war groß und hatte schwarze Haare, und in seiner Kapitäns-Uniform sah er vornehm aus.

Libby hüpfte das Herz. Erst als sie Papa sah, bemerkte sie, wie sehr sie ihn vermisst hatte. Einen Augenblick lang blieb sein Blick an ihr hängen, wie um sicherzugehen, dass sie es war. Dann hob er den Arm, winkte und kam auf sie zu, wobei er Tante Vi stehen ließ.

Als er über den Bahnsteig eilte, lief Libby auf Papa zu. Er schloss sie in die Arme und hob Libby vom Boden hoch. Seine Umarmung war so fest, dass Libby kaum mehr atmen konnte.

Dann kicherte Libby, woraufhin Papa sie wieder losließ. Seine Stimme war heiser, als er sagte: »Ich bin froh, dass du wieder zu Hause bist, Libby.«

Libby blickte in seine Augen und sah, dass sie feucht waren. Er hatte sie also auch vermisst.

»Meine Libby«, sagte er. »Es kommt mir vor, als wärst du ein Jahr fort gewesen!«

Libby dachte an die Drohung ihrer Tante. »Papa«, bat sie leise. »Lass mich nie fortgehen.«

Daraufhin nahm ihr Vater sie noch einmal in die Arme. »Natürlich lasse ich dich nicht fortgehen. Auch wenn du erwachsen bist und das Haus verlässt, bist du immer genau hier.« Papa legte seine Hand aufs Herz.

Einen Augenblick lang blickte er Libby prüfend ins Gesicht, als wüsste er, dass etwas Schwerwiegendes geschehen war. *Und wenn Tante Vi irgendwie ihren Willen durchsetzen kann?* Libby konnte sich nichts Schrecklicheres vorstellen. Sie warf einen Blick hinter ihren Vater zu der Stelle, an der ihre Tante die Gepäckstücke in ihrem großen Gepäckhaufen zählte.

Dann hielt Papa Libby auf Armeshöhe vor sich. »Nach deinem Aussehen zu urteilen, hast du bestimmt etwas zu erzählen.«

»Ziemlich übel, was?«, fragte Libby.

»Ziemlich wunderbar«, erwiderte Papa. »Wenn deine Haare wieder nachwachsen, bist du wieder mein Mädchen.«

Papa legte den Kopf schief, um sie besser anschauen zu können, und grinste. »Natürlich bist du auch jetzt mein Mädchen, auch ohne deine schöne rote Haarpracht.«

In diesem Augenblick fiel Libby Annika ein. Sie hakte sich bei der Lehrerin ein und zog sie nach vorn. »Annika, dies ist mein Papa, Kapitän Nathaniel Norstad. Papa, das ist Annika Berg. Annika hat uns bei sich wohnen lassen.«

»Danke, dass Sie Libby und die anderen aufgenommen haben«, sagte Papa.

»Sie hatte eine Steppdecke draußen«, erklärte Libby.

»Als Zeichen?«, fragte Papa mit leiser Stimme, sodass niemand sonst es hören konnte.

Libby nickte. »Und sie hat mir die Steppdecke geschenkt.« Stolz hielt Libby die zusammengerollte Steppdecke hoch. Die Decke war ein kostbarer Besitz. Sie war nicht nur ein Zeichen, das Libby benutzen konnte. Sie sagte noch mehr aus – dass Annika an sie glaubte.

Als Papa Annika die Hand reichte, begannen seine Augen zu leuchten. Statt seine Hand zu nehmen, nahm Annika ihren langen Rock hoch und machte einen Knicks. Doch als sie Papa in die Augen sah, blickte sie wieder so verschmitzt, wie Libby es bei ihr schon mehrmals gesehen hatte.

Hinter dem flachen Land am Flussufer erhob sich die hohe Klippe, auf der der Großteil der Stadt Quincy gebaut war.

Papas Schiff war in Ufernähe vertäut, und die Anlegeplanke war ausgefahren, um Ladung und Passagiere aufzunehmen. Als Libby zum Fluss blickte, sah sie sich die *Christina* zum ersten Mal seit Langem gut an.

Der Schaufelraddampfer war groß und weiß, und seine Reling glänzte in den letzten Sonnenstrahlen dieses Tages. Auf dem Schaufelradkasten – der gewölbten Holzverschalung, die das Schaufelrad umgab – stand in großen dicken Buchstaben *CHRISTINA* geschrieben.

Nach meiner Mama Christina benannt, dachte Libby, wie so oft. Der vier Decks hohe Dampfer war eine stolze

Erinnerung an ihre Mutter, die Libby immer noch von ganzem Herzen liebte. Als Caleb und Peter sich zu ihr gesellten, blickte Libby die *Christina* erneut an. *Ich komme nach Hause!*

Libby suchte Peters Blickkontakt und grinste, als wüsste sie, wie er sich fühlte. Caleb richtete sich auf und stand ganz gerade da, als teilte auch er Libbys Stolz.

Sogar Annika schien beeindruckt. »Du hast mir gar nicht erzählt, dass es so schön ist«, meinte sie zu Libby.

Beim Anblick der Wellen, die sanft an den Rumpf der *Christina* schlugen, schlug Libbys Herz höher. Sie fühlte sich wie bei Schulschluss am letzten Tag vor den Sommerferien und begann zu rennen. Caleb und Peter rannten mit ihr bis zum Ufer um die Wette.

Als Libby die Anlegeplanke erreichte, warf sie einen Blick zurück. Tante Vi ging zwischen Papa und Annika. Tante Vi hielt ihren langen Rock über dem Schmutz des Ufers und sah dabei steif und ernst aus. Sie war von Libbys überstürztem Lauf zum Schiff überhaupt nicht angetan.

Dann hörte Libby vom Hauptdeck aus ein tiefes, freudiges Bellen. Im nächsten Augenblick raste Samson die Anlegeplanke herunter, direkt auf Libby zu. Als sie die Arme öffnete, sprang der große Neufundländer hoch und warf Libby beinahe zu Boden. Libby musste einige Schritte zurückweichen, um nicht umzufallen.

Abgesehen von weißen Flecken an der Brust und den Zehen war sein Fell vollkommen schwarz. Libby kniete sich hin und schlang dem Hund die Arme um den Hals. Sobald sie sich zurücklehnte, leckte er ihr das Gesicht. Libby war so froh, ihn zu sehen, dass es

ihr diesmal nichts ausmachte. »Du erkennst mich auch ohne die schönen Kleider, was?«

Dann fiel ihr Annika ein. Libby stand auf und stellte ihr den Hund feierlich vor. Genauso feierlich streckte Annika ihm die Hand hin. Als Samson ihr daraufhin seine Pfote hinstreckte, lachte Annika. »Sehr erfreut, dich kennenzulernen, Samson.«

Annika wandte sich an Libby. »Der Hund gehört bestimmt dir allein.«

Libby kicherte. »Das lässt sich wohl nicht abstreiten, was?«

Nun war Peter auf den Knien. Auch er warf die Arme um Samson, als hätten sie einander jahrelang nicht gesehen. Dann gingen Libby und Peter die Anlegeplanke hinauf, und Samson trottete hinter ihnen her. Als Papa, Annika und Tante Vi das Hauptdeck erreichten, bemerkte Libby, was für ein Gesicht ihre Tante machte.

»Erinnerst du dich an den Tag, als wir uns voneinander verabschiedeten?«, fragte Libby schnell. »Papa hat Samson gekauft, gleich nachdem du den Zug nach Chicago genommen hast. Papa hat mir Samson zum Schutz gegeben.«

»Schutz!«, rief Vi aus. »Es scheint mir eher, dass du vor diesem Hund beschützt werden musst!«

»Das hab ich zuerst auch gedacht«, erwiderte Libby. »Aber nur am Anfang. Ich wollte gar keinen Hund, doch nun bin ich froh, dass Samson hier ist. Er ist ein Neufundländer, das ist eine Hunderasse, die Menschen rettet, die über Bord gefallen sind.«

Libby legte ihre Hand auf den Hals des Hun-

des. Samson rückte nah an sie heran, als würde er sie beschützen. Doch Tante Vi rümpfte nur die Nase.

Im Büro der *Christina* sorgte Papa dafür, dass Annika die beste verfügbare Kabine auf dem Kesseldeck bekam. Dieses zweite Deck oberhalb des Hauptdecks für Passagiere der Ersten Klasse befand sich über den großen Kesseln, die Wasser aufheizten und den für den Antrieb nötigen Dampf produzierten. Zu Libbys Erleichterung bekam Tante Vi eine Kabine am gegenüberliegenden Ende des Schiffes.

Als sich die zwei Frauen entfernten, um sich frisch zu machen, wartete Libby. »Großes Geschenk für dich, Papa.« Stolz händigte sie ihm den Geldgürtel aus, den sie getragen hatte. »Caleb wird dir die andere Hälfte geben.«

Als Papa das Geld entgegennahm, blickten seine Augen feierlich. »Ich hätte nicht geglaubt, dass ich es wiedersehe«, meinte er, als er das Geld in den Tresor schloss. »Ich kann euch nicht genug danken. Aber ich bin Gott noch dankbarer dafür, dass er euch alle heil zurückgebracht hat.«

Libby grinste. »Irgendwann erzählen wir dir die ganze Geschichte. Das Beste am Ganzen ist, dass wir es rechtzeitig geschafft haben. Es bleiben dir drei ganze Tage, um von hier in Quincy den Fluss hinauf nach Galena zu kommen.«

Libby rannte hinauf zu ihrer Kabine, die sich im sogenannten »Texas« befand, einer kistenähnlichen Konstruktion, die nach dem kürzlich zu den USA hinzugefügten Staat benannt worden war. Samson folgte ihr dicht auf den Fersen. Damals, als Libby gerade erst

auf die *Christina* umgezogen war, dachte sie, dass sie die kleinste Kajüte auf Erden hatte. Sie war etwa zwei bis zweieinhalb Meter breit und zwei Meter lang und hatte Türen auf beiden Seiten. Nun war diese Kajüte Libbys Zuhause.

Libby nahm Annikas Steppdecke aus dem Kissenbezug, in den sie gewickelt war, und breitete sie auf ihrem Bett aus. Als sie den Stoff glatt strich, fuhr sie mit den Fingern über die dunkelblauen Stücke, die eine Leiter in den Himmel und gleichzeitig auch einen Fluchtweg symbolisierten.

Die Jakobsleiter, dachte Libby. Sie mochte die Geschichte des flüchtenden Mannes, der von Gott einen besonderen Traum bekommen hatte. *Die »Untergrundbahn«*. *Sicherheit*. *Geborgenheit*. Es fühlte sich schon gut an, die Steppdecke einfach in ihrem Zimmer zu sehen. Und es fühlte sich noch besser an, wieder zurück auf der *Christina* zu sein.

Einen Augenblick lang spielte Libby mit dem Gedanken, ein Kleid anzuziehen. Dann aber gewann ihre Neugier die Oberhand. Was für Pläne hatte Papa in Quincy?

Mit Samson im Schlepptau suchte Libby Annika auf. Sie hatte nicht lange gebraucht, um ihre zwei Reisetaschen abzustellen. Libby schaute der Lehrerin überrascht zu, wie sie sich einrichtete. Sie selbst hatte einen ganzen Schrank voll Kleider mitgebracht, als sie von Chicago gekommen war. Doch Libby wusste auch ohne zu fragen, dass alles, was Annika mitgenommen hatte, sich in jenen beiden Reisetaschen befand.

Noch etwas über Annika fiel Libby erst jetzt ein. *Ich bin mir sicher, dass Annika gehört hat, was Tante Vi zu*

mir gesagt hat. Sie hat auch gesehen, was Tante Vi tat. Doch Annika hat es mit keinem Wort erwähnt. Sie hat einfach versucht, mir zu helfen.

Dann ließ Libby Annika allein und ging aufs Deck hinaus. Hier, am Ende der Bahngleise, luden Deckhelfer Frachtgut um. Libby setzte sich auf die breiten Stufen, die auf das Vorderdeck führten, und schaute dem Geschehen zu. Samson ließ sich neben sie fallen und rückte ganz nah an sie heran, damit Libby ihn hinter den Ohren kraulte.

Am Ufer stand ein Mann, der das Laden der Fässer und Lattenkisten überwachte. »Vorsicht, Vorsicht!«, rief er einem Mann zu, der die Fässer grob behandelte.

Früher hatte Libby den Fässern keine große Beachtung geschenkt. Doch nun, da Herr Pinkerton ihnen Fässer angeboten hatte, beobachtete sie jedes Fass genau. Libby erinnerte sich dunkel, dass Quincy für die Herstellung von Fässern bekannt war und dass es hier einige Fassmacher gab. Hatten Papa und Caleb einen neuen Plan ausgeheckt, wie man flüchtige Sklaven sicher transportieren konnte? Oder waren dies die Fässer, die Allan Pinkerton speziell für sie herstellen ließ?

Auf dem Deck unter Libby blieb Caleb in der Nähe der Anlegeplanke, als würde er die Fässer ebenfalls beobachten. Ein Mann konnte einige der großen Fässer allein auf das Deck rollen. Libby war sich sicher, dass dies die leeren Fässer waren. Oder vielleicht enthielten sie etwas, was beim Rollen nicht kaputtging. Die Fässer, die die Anlegeplanke heraufgetragen wurden, interessierten Libby am meisten.

Als zwei kräftige Arbeiter ein Fass aufhoben, das mit

Zerbrechlich beschriftet worden war, lehnte sich Libby nach vorn. Zerbrechlich? Enthielt das Fass Glas oder teures Porzellan? Oder hielt sich darin ein Mensch versteckt?

Vorsichtig stellten die Männer das Fass ab. Da war sich Libby sicher, dass sich Jordan darin befand. Da entlaufene Sklaven normalerweise über den Mississippi nach Quincy kamen und dann weiter Richtung Nordosten nach Chicago reisten, war es unwahrscheinlich, dass jemand anders als Jordan aus der anderen Richtung – westwärts – zum Fluss kam.

Caleb wartete, bis noch mehr Fässer neben das Fass gestellt wurden, von dem Libby dachte, dass Jordan darin sein könnte. Dann ging Caleb langsam zu einem Fass und kippte es gerade genug, um es ein wenig zu drehen. Libby konnte nur Vermutungen anstellen, warum. Stellte er sicher, dass die Atemöffnung nicht von einem anderen Fass verdeckt wurde?

Sobald die Crew die Leinen der *Christina* löste, dachte Libby nicht mehr an die Fässer. Zu ihrer Überraschung fuhr der Dampfer nach Süden. Libbys Neugier erwachte. *Warum fährt Papa den Fluss hinunter, wo er doch möglichst schnell nach Galena kommen sollte?*

Als Caleb sich neben Libby setzte, fragte sie ihn. »Dort, wo wir hinfahren, ist der Fluss nicht tief«, erklärte er. »Die Dampfer legen normalerweise dort an, wo der Zug ankommt. Doch dein Papa hat viele Einwanderer aus Deutschland an Bord. Er tut ihnen einen Gefallen und lässt sie in der Nähe von Calftown aussteigen.«

Als wäre Papas Entscheidung selbstverständlich,

zeigte Caleb zur mindestens dreißig Meter über dem Fluss befindlichen Klippe. »Deutsche Siedler lassen ihre Kühe dort oben weiden.«

All die Jahre als »Schaffner« der »Untergrundbahn« hatte Caleb, gelernt, seine Gefühle zu verbergen, besonders in Zeiten der Gefahr. Doch Libby kannte ihn langsam gut genug, um seine wahren Gefühle erraten zu können. Calebs äußerliche Ruhe warnte sie. Libby wurde jeden Augenblick neugieriger und sah sich nach irgendetwas Außergewöhnlichem um.

Inzwischen war es dunkel, und Libby vermutete, dass Papa die Reise so geplant hatte. Nachdem die *Christina* angelegt hatte, zündeten Deckhelfer große Fackeln an – Eisenkörbe, die mit Kiefernästen gefüllt waren und über den Bug gehängt wurden. Von dort fiel die Asche direkt ins Wasser, ohne das Schiff zu gefährden. Als die Anlegeplanke ausgefahren wurde, packten die deutschen Einwanderer all ihren Besitz zusammen. Einige Familienmitglieder trugen zu zweit einen Schrankkoffer die Anlegeplanke hinunter.

Viele Einwanderer knieten sich am Flussufer hin und dankten Gott, dass sie heil angekommen waren. Verwandte und Freunde kamen hinzu und grüßten die Angekommenen herzlich. Bald ging eine Menschen Schlange im Zickzack den steilen Sandsteinhang hinauf.

Libby saß immer noch auf der breiten Vordertreppe und hielt sich in der Nähe von deren Seitenwand. Dort im Schatten konnte Libby alles beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Direkt vor dem Anlegeplatz der *Christina* befand sich ein großes Sägewerk.

Im Licht der Fackeln blickte Libby in einen größ-

tenteils geöffneten Schuppen. Über dem Tor hing eine Tafel, auf der *J. K. Van Doorn and Co.* stand. Die große Kreissäge stand nun still. Daneben befanden sich hohe Stapel von Baumstämmen, die von den Holzfällerlagern im Minnesota-Territorium und in Wisconsin den Fluss heruntergetrieben worden waren.

Weitere Stapel bestanden aus zugeschnittenem Holz, das die Dampfschiffe an Bord nahmen, falls sie Reparaturen vornehmen mussten. Außerdem gab es Brennholzstapel für die großen Öfen der vorbeifahrenden Dampfschiffe.

Libby lehnte sich vor, um das Sägewerk besser betrachten zu können. Von hier aus könnte Herr Van Doorn jeden flüchtigen Sklaven sehen, der von Missouri über den Fluss schwamm. Doch auch hier, im sogenannten *freien* Staat von Illinois, gab es unterschiedliche Meinungen: Leute, die gegen die Sklaverei waren, und Leute, die Sklaven an ihre Besitzer zurückgeben würden, um die Belohnung einzustreichen.

Falls flüchtige Sklaven kommen – und Libby war sich sicher, dass sie kamen –, wo verstecken sie sich dann?

Der offene Schuppen mit dem Dach über der großen Säge wirkte unauffällig genug. So unauffällig, dass niemand erwarten würde, dass Herr Van Doorn entlaufenen Sklaven einen Unterschlupf gewährte. Libby hatte bereits erfahren, dass es in vielen Städten in den Brennholzstapeln Verstecke gab. Doch hier, wo zweifellos viele flüchtige Sklaven vorbeikamen – reichten hier die Holzstapel? Und boten sie genug Sicherheit?

Genau in diesem Augenblick fiel Libby ein, was Caleb über Avery Turner, den Bauern, der acht Kilo-

meter nördlich von Quincy wohnte, gesagt hatte: »*Er stellt am Fluss entlang Fässer auf. Entlaufene Sklaven schwimmen über den Fluss und verstecken sich in den Fässern, bis sie ungefährdet auf der Straße zu Turners Farm weitergehen können.*«

Nun, da Libby wusste, wonach sie suchen musste, konnte sie die Verstecke sofort ausmachen. Fässer jeglicher Größe – einige davon auch für den größten Mann groß genug – standen ungeordnet um den Schuppen herum. Einige Fässer waren aufgestellt und enthielten herausragende Holzstücke. Andere Fässer lagen auf der Seite und waren genau in der richtigen Position, damit ein müder Sklave auf der Flucht hineinkriechen und darin schlafen konnte. Auch Deckel, die vor Regen und Kälte und – am allerwichtigsten – vor neugierigen, hasserfüllten Blicken schützen, lagen herum.

Wartestationen, dachte Libby. Bis Herr Van Doorn die flüchtigen Sklaven zum nächsten »Bahnhof« mitnimmt. Oder bis ein hilfsbereiter Dampfschiffskapitän wie Papa vorbeifährt?

Nun bewegten sich Deckhelfer die Anlegeplanke der *Christina* hinauf und hinunter. Sie gingen mit leeren Händen und kehrten mit gefüllten Händen zurück. Doch bald bemerkte Libby, dass auch einige Männer, die sie nicht kannte, Holz trugen. Einige Männer trugen Holz zum Ofen und kehrten danach nicht zurück.

Entlaufene Sklaven! Libby wusste, dass sich die Männer im Heizraum versteckten, solange sie dort in Sicherheit waren. *Benutzt Papa die zusätzlichen Fässer, um ihnen auf ihrem Weg zu helfen? Falls flüchtige Sklaven in die größten Fässer krochen, könnte Papa sie an einem*

Hafen mit einer direkten Bahnverbindung nach Chicago abladen. Oder Papa könnte sie den Fluss hinauf nach St. Paul bringen.

Dann – gerade als Libby dachte, dass sich alle versteckt hatten, die an Bord sein wollten – bewegte sich ein Schatten beim Sägewerk. Kurz darauf stand eine junge schwarze Frau auf. Der weite Stoff ihres Sackkleids konnte nicht verbergen, dass sie bald ein Kind zur Welt bringen würde. Von Holzstoß zu Holzstoß kam sie langsam auf die *Christina* zu. Auf einem ungeschützten Abschnitt wurde ihr Gesicht von der Fackel erhellt, und der ängstliche Blick in ihren dunkelbraunen Augen kam zum Vorschein.

Libby strengte die Augen an. *Sie ist zu breit, um in ein Fass zu passen.*

Dann erreichte die Frau den Holzstapel, welcher der Anlegeplanke am nächsten war. Hinter den Baumstämmen duckte sich die Frau vor neugierigen Blicken. Augenblicke später spähte sie über den oberen Rand des Holzstapels, sah sich um und verschwand dann wieder.

Als sich die Minuten dahinzogen, ahnte Libby, was das Problem war. Obwohl die Frau einen Unterschlupf brauchte, fürchtete sie sich, zum Schiff zu gehen. Sie hatte Angst, dass sie hier am Ufer des Mississippi gefangen wurde, nachdem sie den Boden von Illinois erreicht hatte.

Libby fühlte mit ihr. *Sie muss wissen, dass es hier sicher ist.*

Sicher. Nur kurz zuvor hatte sich Libby sicher und geborgen gefühlt, als Papas Arme sie umgaben.

Plötzlich wusste Libby, was sie tun konnte.

Geheime Ladung

Die Steppdecke. Das Zeichen für Sicherheit, das Annika mir gegeben hat! Im nächsten Augenblick war Libby auf den Füßen. Ohne zu zögern, lief sie am Außendeck entlang zu den Treppen, die hinaufführten.

Samson rannte mit großen Sprüngen hinter Libby her. In ihrer Kajüte schnappte sich Libby die Steppdecke von ihrem Bett und eilte auf das Sturmdeck hinaus. Als sie an der höchsten Reling der *Christina* stand, fiel Libby ein, dass jeder, der vom Ufer aus zuschaute, sehen konnte, was sie tat.

Dexter!, dachte Libby. *Was wäre, wenn er irgendwo in der Nähe ist?*

Dann verdrängte sie den Gedanken. Libby öffnete die Decke, wie um sie auszulüften, um die Frau darauf aufmerksam zu machen. Einmal, zweimal, dreimal schüttelte sie die Decke in der Brise und hängte die Decke dann über die Reling.

Libby musste nicht lange warten. Die flüchtige Sklavin hinter den Baumstämmen stand auf, um besser zu sehen. Dann fiel das Licht der Fackel auf ihr Gesicht, und sie verschwand wieder.

Da sie befürchtete, dass die Frau das Muster der »Untergrundbahn-Steppdecke« in dem schwachen Licht nicht sehen konnte, hob Libby die Decke erneut, schüttelte sie und hängte sie über die Reling. Im Mondlicht zeichneten sich die weißen Stoffstücke gegen die dunkelroten und dunkelblauen ab. Wie gerade Eisenbahnlinien verlief die dunkle Spur über die Steppdecke.

Endlich kam die junge Frau aus ihrem Versteck hervor und auf das Schiff zu. Libby raste die Treppen zum Hauptdeck hinunter. Als die flüchtige Sklavin sich die Anlegeplanke hinaufwagte, wartete Libby bereits oben. Mit einer Handbewegung hieß Libby sie an Bord willkommen.

Dann ging Libby auf die Tür hinter den Stufen auf dem Vorderdeck des Schiffs zu. Die Frau folgte ihr, und sie schlichen gemeinsam in den Frachtraum.

Im Frachtraum war es dunkel, er war jetzt nur vom Fackelschein, der durch die halb offene Tür gelangte, ein wenig erhellt. Sobald die Tür geschlossen war, musste Libby die Frau in absoluter Dunkelheit führen.

Dann fiel Libby etwas ein. Gleich am Rand des Frachtraums, der sich vom Bug bis zum Heck der *Christina* erstreckte, befand sich ein Gepäckraum. Dort bewahrte Caleb eine Laterne auf.

Im dünnen Lichtstreifen tastete Libby nach Streichhölzern und zündete die Laterne an. »Schließen Sie die Tür!«, flüsterte sie. Libby hielt die Laterne hoch und führte die Frau weiter in den Frachtraum hinein.

Der große offene Raum war voller Frachtgut. Kisten und Fässer waren hoch gestapelt. Kurz darauf kamen sie am Eingang zum Geheimversteck im Schiffsrumpf vorbei. Doch Libby blieb nicht stehen, sondern führte die Frau zu einem versteckten Ort, an dem sie etwas mehr Platz hatte.

Nachdem sich zwei Drittel des Frachtraums bereits hinter ihnen befanden, schlüpfte Libby durch eine Öffnung zwischen hohen Stapeln von Frachtgut hindurch. Dort befand sich ein Versteck – ein kleiner Raum.

Nachdem sie die Laterne am Boden abgesetzt hatte, schaute sich Libby die Frau zum ersten Mal genauer an. Aus der Nähe bemerkte Libby, dass das weite Kleid an vielen Stellen zerrissen war. Viele Risse waren L-förmig und deuteten darauf hin, dass sich ein Ast oder etwas Spitzes im Stoff verfangen hatte. Alle Risse, außer die neuesten, waren sorgfältig geflickt worden.

Zwischen zwei Lattenkisten zog Libby Decken hervor. »Für Sie«, sagte Libby, als sie die Decken auf dem Boden ausbreitete. »Sie sind jetzt in Sicherheit. Wir sind Ihre Freunde.«

Dankbar ließ sich die Frau auf die Decken fallen. Doch sie setzte sich in einer komischen Stellung darauf und hielt die Füße auf eine Seite.

Libby kniete sich neben sie auf den Boden. »Ich bin Libby«, flüsterte sie. »Und wer sind Sie?«

»Ich sein Sadie.« Die Frau hielt den Kopf gesenkt, doch ihr Blick schweifte hin und her, als sähe sie sich nach einem Fluchtweg um.

Libby entging die Furcht in ihrem Blick nicht. »Hast du Begleitung?«

»Ich komme allein. Mein Mann gefangen wurde, als fliehen er wollte.« Sadie trug nur eine Sache bei sich – ein zu einer Tasche geknotetes Stoffquadrat, das sie an sich drückte.

Libby wollte nicht einmal daran denken, wie fürchterlich es sein musste, allein bei jedem Wetter durch Wälder, Sümpfe und Bäche zu schleichen.

»Bluthunde das Schlimmste waren«, fügte Sadie hinzu. »Und Schlangen.«

»Ich bringe dir Essen und Wasser«, sagte Libby

schnell. Sie ahnte, dass sich Sadie von Wurzeln und Beeren ernährt haben musste.

»Bitte, Miss Libby. Haben Sie Stoffstreifen, dass ich nicht mache kaputt Ihre schönen Decken?«

Libby hielt die Laterne näher. Erst dann verstand sie, warum Sadie ihre Füße in so einem komischen Winkel hielt. An einigen Stellen war die Haut vom jahrelangen Barfußlaufen zäh wie Schuhleder geworden. Aber an anderen Stellen ...

Libby zuckte beim Anblick der Wunden zusammen, die aussahen, als wären sie oft wieder geöffnet worden. An einigen Stellen war das Blut getrocknet. Doch an anderen Stellen rann immer noch Blut aus tiefen Schnitten.

»Von einem Vollmond zum nächsten ich hab gelebt in einem Sumpf, bevor ich ging weiter«, erklärte Sadie. »Die Haut vom Wasser weich is' geworden und gerissen, als ich wieder ging auf hartem Boden.«

»Und du erwartest ein Baby.« Libby wurde ganz schwindlig, wenn sie daran dachte. »Was wäre geschehen, wenn das Baby geboren worden wäre, als du kein Versteck hattest?«

Sadies Lächeln war wie ein Sonnenaufgang. »Ich mir selbst hab gesagt, dass das Baby noch nicht kann geboren werden. Der Herr mir hat versprochen, dass dieses Kind wird geboren werden in Freiheit.«

Libby lehnte sich auf die Fersen zurück und lächelte. »Dann kannst du diesem Kind sagen, dass es Zeit für die Geburt ist. Mein Papa ist hier der Kapitän. Er kennt sich mit Geburtshilfe aus.«

Bei Calebs Großmutter, der Chefköchin der *Chris-*

tina, holte Libby etwas zu essen und frische Milch für Sadie. Als Libby wieder zum Versteck kam, war die junge flüchtige Sklavin eingeschlafen. Libby stellte die Esswaren hin und ging. Sadie würde die Sachen schon finden, wenn sie aufwachte.

Auch als Libby zum zweiten Mal mit Wasser zurückkehrte, um Sadies Füße zu waschen, schlief die junge Frau noch. Doch Oma versprach, sie im Auge zu behalten.

Sofort suchte Libby Caleb, denn er kümmerte sich um entlaufene Sklaven, die an Bord kamen. Falls Papa von Sklavenfängern befragt wurde, konnte er deshalb ehrlich antworten, dass er nichts von flüchtigen Sklaven wusste. Doch diesmal sagte Caleb: »Vergiss nicht, deinem Papa vom Baby zu erzählen.«

Auf dem Weg zu Annikas Kajüte bemerkte Libby, dass die Deckarbeiter die Leinen lösten. Die *Christina* legte vom Ufer ab und fuhr Richtung Norden den Mississippi hinauf. Libby rannte die Treppen hinauf und rettete ihre Steppdecke von der Reling. Als Libby die Decke wieder auf ihrem Bett ausbreitete, war sie ganz aufgeregt. Sie hatte Sadie damit helfen können!

Libby fand Annika auf dem Kesseldeck, wo Passagiere der Ersten Klasse sich ein wenig die Beine vertreten konnten. Die Lehrerin sah auf den ersten Blick, dass Libby etwas zu erzählen hatte.

»Komm, wir gehen in meine Kajüte«, schlug sie vor.

Wegen der Brandgefahr war es den Passagieren nicht erlaubt, in ihren Kajüten Kerzen oder Laternen anzuzünden. Um etwas sehen zu können, ließ Annika die Tür offen, sodass Licht von der großen Hauptkajüte

hereinkam. Sie war genauso sehr erfreut wie Libby, dass die »Untergrundbahn-Steppdecke« der jungen Frau geholfen hatte, in Sicherheit zu gelangen.

»Du hast gesagt, dass Sadie jederzeit ein Kind zur Welt bringen könnte?«, fragte Annika besorgt.

»Papa wird ihr helfen, falls sie Hilfe braucht«, sagte Libby zuversichtlich. »Das gehört zu seinen Aufgaben.«

Annika lächelte. »Ich hatte keine Ahnung, wie viel vom Kapitän eines Dampfschiffs erwartet wird.«

Bevor Libby die Lehrerin fragen konnte, was sie von Papa hielt, neigte Annika den Kopf, um Libby besser betrachten zu können. »Nun, da du wieder auf dem Schiff deines Vaters bist – gibt es irgendeinen Grund dafür, dass du immer noch wie ein Junge aussehen musst?«

»Das habe ich mich auch schon gefragt«, antwortete Libby. »Wir haben Dexter auf dem Weg hierher nirgends gesehen. Er könnte die Stadt verlassen haben, nachdem er dein Haus und deine Scheune durchsucht hatte.«

Dieser Gedanke ließ Libby nicht mehr los. Es war ihr so schwergefallen, sich ihre langen Haare abzuschneiden. Sie fragte sich immer wieder, ob es die Sache wert gewesen war. »Vielleicht ist Dexter zum Fluss gefahren, um Papas Schiff zu beobachten. Falls ja, war meine Verkleidung völlig nutzlos.«

»Dexter hat immer gewusst, wie er deinen Vater finden konnte«, meinte Annika. »Als er das Haus und die Scheune durchsuchte, schien er nicht zu wissen, dass du da warst. Das hat sowohl Peter als auch Jordan beschützt, glaubst du nicht? Aber ich frage mich, wer Dexter einen

Tipp gegeben hat. Wer auch immer es war – er ist eine Gefahr für die ganze ›Untergrundbahn‹.«

Libby wusste es ebenfalls nicht. Sie erinnerte sich daran, dass sie ein Zeichen gesucht hatten, das sie auf einen »Untergrundbahnhof« hinwies. Unterwegs waren ihnen Männer begegnet. Wer waren sie?

Nun dachte Libby wieder an ihr eigenes Aussehen. »Ich wünschte mir, ich könnte meine Haare wieder ankleben.«

»Ankleben?« Annika schaute sie überrascht an. »Du hast deine Haare aufgehoben?«

»Ich habe sie zu einem Zopf geflochten, bevor ich sie abgeschnitten habe.«

Annika war entzückt. »Dann hol deinen Zopf! Wir werden sehen, was sich machen lässt!«

Als Libby mit ihrem sorgfältig eingewickelten Zopf zurückkehrte, strich Annika mit den Fingern darüber. »Du hast ihn in genau der richtigen Länge gelassen!«

Aus einer ihrer Reisetaschen nahm Annika das, was sie benötigte. Mit flinken Fingern wob sie den abgeschnittenen Zopf in die ungleichmäßig geschnittenen Haare an Libbys Hinterkopf. Damit alles zusammenhielt, brachte Annika an vier Stellen Haarspangen an.

»Wenn du mit diesen Haarspangen vorsichtig bist, müsste es gehen«, kommentierte sie schließlich. »Aber wenn du am Zopf ziehst, fällt er ab.«

Mit Annikas Taschenspiegel blickte sich Libby von allen Seiten an. Sie wollte der Lehrerin danken, brachte aber kein Wort heraus.

»Ich weiß, dass du dankbar bist«, sagte Annika. Ihre sanfte Freundlichkeit erwärmte Libby das Herz.

Als sie in ihrer eigenen Kajüte angekommen war, war sie froh, dass sie die zerknitterten Jungenkleider ablegen und ein Kleid anziehen konnte. Es fühlte sich wunderbar an, eines ihrer hübschen Kleider anzuziehen. Sie wollte diesen Augenblick feiern, indem sie zur großen Treppe zurückkehrte, die auf das Vorderdeck führte. Peter wartete bereits dort, und Samson gesellte sich zu ihnen. Scheinbar im Halbschlaf lehnte sich Caleb an eine Lattenkiste, die beinahe am Fuß der Treppe stand.

Eine Stunde später war auf dem Hauptdeck alles ruhig. Die Deckpassagiere schliefen dort, wo sie gerade Platz gefunden hatten. Lautlos stand Caleb auf und schlich zielstrebig auf das große Fass zu, das vor einigen Stunden Libbys Neugier geweckt hatte.

Caleb setzte sich auf eine danebenstehende Lattenkiste und wartete. Hin und wieder blickte er sich um. Vermutlich hielt er nach allen möglichen Gefahren Ausschau. Schließlich streckte er die Hand aus und klopfte dreimal oben auf das große Fass.

Ich hatte recht!, dachte Libby, als Jordan den Deckel aufstieß.

Bevor Jordan den Kopf ganz herausstreckte, blickte er sich um. Als wären seine Beine steif und verkrampft, stand er langsam auf. Nach einem letzten vorsichtigen Blick kletterte Jordan aus dem Fass.

Wie stille Schatten fanden Caleb und Jordan einen Weg zwischen die schlafenden Passagiere hindurch. Auf der Treppe trafen sie Libby und Peter. Alle zusammen schlichen dann übers Kesseldeck und schließlich die Treppe zum Sturmdeck hinauf.

Von dort waren es nur zwei Stufen bis zum Texasdeck, auf dem sich das »Texas« befand, jene kistenähnliche Struktur, in der sich die Kajüten von Kapitän Norstad, Libby und vielen Besatzungsmitgliedern befanden. Papas Kajüte war vorne, direkt vor Libbys Kajüte. Caleb gab ihnen ein Zeichen, dass sie weiter nach vorne gehen sollten, auf die vom Mondlicht beschienene Seite. Dort setzten sie sich mit dem Rücken zur Wand.

Jordans Gesicht strahlte ganz aufgeregt. »Ich und Daddy haben gebracht das Geld zu John Jones!«

Als Jordan von seiner Reise erzählte, schrieb Caleb schnell für Peter. Er kippte die Schiefertafel zum Mondschein und verwendete die Abkürzungen, die er mit Peter abgemacht hatte.

Doch Caleb musste die Schiefertafel bald weglegen. Es war zu dunkel, und sie durften hier keine Kerze oder Laterne benutzen.

Libby wusste, wer John Jones war: ein freier schwarzer Schneider in Chicago, der sein erfolgreiches Geschäft und sein großes Haus benutzte, um entlaufene Sklaven unterzubringen. Herr Jones und seine Frau hatten schon zahlreiche flüchtige Sklaven aufgenommen.

»Er wird mit dem Geld flüchtigen Sklaven helfen, Kanada zu erreichen?«, fragte Libby.

Jordan grinste. »Herr Jones hat gezeigt uns den Raum voller Leute, die warteten auf die Abfahrt. Herr Jones hat vorgestellt Daddy und mich. Er hat erzählt ihnen vom Geld meiner Kirche. Und er sagte: ›Jordan dieses Geld für *euch* gebracht hat! Dieses Geld eure Fahrkarten ins Gelobte Land bezahlt!«

Jordan hielt inne. »Ich nie gedacht hätte ...« Die Worte blieben ihm im Hals stecken, und er verstummte.

Schließlich, als er wieder sprechen konnte, war seine Stimme seltsam leise. »Als die Leute in meiner Kirche dazu bestimmten mich, das Geld zu bringen nach Chicago, ich nie gedacht hätte, dass es sein würde so schwierig. Und ich nie gedacht hätte, wie *gut* es sich würde anfühlen, ihnen zu geben das Geld. All jene Leute in Chicago aufgestanden sind. Sie aufgestanden sind und für die guten Leute meiner Kirche haben geklatscht. Dann sie die Hände erhoben haben und geklatscht für den Herrn!« Jordan hob die Hände über den Kopf und machte es ihnen vor.

»Dann, als alle haben geklatscht ihr Dankopfer, Herr Jones führte sie zum Schiff, das fuhr ins Gelobte Land. Das Schiff sie gebracht hat über den ganzen Michigansee nach Kanada!«

Jordan grinste, als könnte er es immer noch nicht glauben. Er sah wieder stolz aus – so stolz, wie Libby ihn von ihrer ersten Begegnung her in Erinnerung hatte.

»Wisst ihr, was noch ist passiert?«, fragte Jordan. »Ich habe getroffen Herrn Frederick Douglass.«

»Du hast Herrn Douglass getroffen?« Calebs Stimme klang ehrfürchtig.

Libby wusste, welch berühmte Persönlichkeit Frederick Douglass war. Er war ein ehemaliger Sklave und hatte sich offen gegen die Sklaverei in den Vereinigten Staaten ausgesprochen. Darüber hinaus war er auch in England ein hoch angesehener und gern gehörter Redner geworden.

Jordan hielt seine rechte Hand hoch und drehte sie im Mondschein hin und her. »Herr Douglass hat geschüttelt diese Hand.«

Jordan starrte sie an. Dann wurde sein Blick ernst. »Erinnert ihr euch daran, dass meine Mamma mich benannt hat nach dem Fluss Jordan? Ich noch ein kleiner Junge war, als sie sagte: ›Du wirst führen unser Volk über den Fluss. Du wirst führen unser Volk ins Gelobte Land.««

Jordan machte eine Pause, schluckte leer und fuhr dann fort: »Als mein Daddy von uns wurde wegverkauft, der Herr hat mir gegeben einen großen Traum: Dass wir wieder sein würden eine Familie, eine freie Familie. Wenn Daddy und ich kommen nach Galena – wenn unsere ganze Familie is' da – dann wir wissen, was ist Freiheit!« Ergriffen schüttelte Jordan den Kopf.

Jordan blickte Caleb in die Augen. »Als du und Libby begannt, mir beizubringen das Lesen und das Schreiben, ich an jene Leute dachte, die sagten, das könnte ich nie. Ich einfach beweisen wollte, dass ich es konnte. Doch nun es noch mehr bedeutet.«

Erneut blickte Jordan seine Hand an. »Als Herr Douglass sprach, mir die Macht seiner Worte auffiel. Gute Worte helfen den Leuten. Gute Worte das Leben verändern.«

Jordan lehnte sich vor und redete ganz schnell. »Ich will kommen weiter und bilden weiter mich. Ich lernen werde, zu sprechen so wie Herr Douglass. Und dann ...« Jordan machte eine Pause, als fürchte er sich, seine Gedanken auszusprechen, als wäre sein Traum zu groß, um ihn zu erzählen.

»Auch dann wirst du dein Volk führen«, meinte Libby sanft. »Du wirst sie auf andere Weise führen.«

Jordans Grinsen verriet Libby, dass sie seine Gedanken erraten hatte.

»Es lohnt sich, große Träume zu haben«, fügte sie hinzu. »Eines Tages werden Caleb, Peter und ich kommen, um deine Reden zu hören. Wir werden dich vor einem großen Publikum stehen sehen.«

Jordan lachte. »Libby, du mich auf den Arm nimmst.«

Doch Libby wusste, dass er sich sehr freute.

Dann wurde Jordan wieder ernst. Er konnte kaum in Worte fassen, wie viel ihm die Begegnung mit Herrn Douglass bedeutete. »Gerade wenn ein Traum von mir geht in Erfüllung, mir der Herr gibt einen neuen. Ich dachte: ›Wenn ich möchte werden ein Redner, was soll ich sagen?‹ Dann ich's wusste: Ich erzählen werde den Leuten vom Herrn!«

Im Mondschein strahlten Jordans Augen Ruhe und Sicherheit aus. Eine Weile saßen sie still da und hörten nur dem Schlagen der Schaufelräder auf das Wasser zu. Dann wurde Libby klar, dass sie Jordan warnen musste.

»Jordan«, begann sie. »Du weißt, dass Sklavenbesitzer im Sommer nach Norden ins Minnesota-Territorium kommen? Dass sie an einen kühleren Ort wollen? Solche Leute könnten an Bord sein. Und es könnten Männer darunter sein, die deine Fahndungsplakate gelesen haben.«

»Was du willst damit sagen, Libby?«, fragte Jordan. Er schien sich darüber im Klaren zu sein, dass Sklavenfänger die große Belohnung bekommen wollten, die auf

seinen Kopf ausgesetzt war. Doch nun erzählte Caleb Jordan, dass Dexter in Springfield aus der Haftzelle ausgebrochen war.

»Wo Dexter nun ist?«, fragte Jordan.

»Wir wissen es nicht«, antwortete Libby. »Er hat sich das Haus angeschaut, in dem Annika wohnte – und auch die Scheune, die zu dem Haus gehört. Er zeigte großes Interesse an den zwei leeren Fässern.«

Jordan grinste. »Dieser Mann mir echt is' dicht auf den Fersen, was?«

»Wir haben auf dem ganzen Weg hierher nach ihm Ausschau gehalten«, sagte Caleb. »Doch wir haben ihn nirgendwo beim Umsteigen gesehen. Doch er weiß, wie er Libbys Papa finden kann.«

Jordan konnte sich den Rest zusammenreimen. »Dexter also vor uns hier gewesen sein könnte. Er sich an Bord geschlichen haben könnte und sich haben versteckt vor Kapitän Norstad. Dann er jetzt bereit wäre zum Angriff.«

»Bei dreihundert Leuten auf dem Schiff wäre es ihm ein Leichtes, sich zu verstecken«, merkte Caleb an. »Vielleicht wird Dexter noch von jemand anderem begleitet.« Caleb beschrieb den Mann, der im Zug von Springfield ein Glücksspiel angeleitet hatte und der vermutlich Dexter dabei geholfen hatte, aus der Haftzelle auszubrechen.

»Wir muss schlauer als sie sein.« Jordan blickte Libby an, dann korrigierte er sich: »Ich meine: Wir *müssen* schlauer als sie sein.« Vielleicht würde sich Jordan schon bald genauso gut ausdrücken können wie der bekannte Redner Frederick Douglass.

»Libby?«, fragte Peter, als sie aufstanden. »Kann Samson diese Nacht in meiner Kajüte schlafen?«

Libby starrte ihn an. Peter wusste, dass Papa Samson zu ihrem Schutz gekauft hatte und dass der Hund immer vor ihrer Tür schlief. Doch während Jordan seine ganze Geschichte erzählte und sie über Dexter sprachen, war Peter die ganze Zeit still dagesessen, da er die Schiefertafel im Dunkeln nicht lesen konnte. Nun fiel Libby ein, dass Peter Dexters böse Pläne besser erahnen konnte als sie alle. Warum sonst wollte Peter, dass der riesige Hund in der kleinen Kajüte schlief, die er sich mit Caleb teilte?

Traurig blickte Libby Peter in die Augen. Jordan und Peter waren die Ersten, nach denen Dexter suchte. Er hatte Peter gedroht: *»Ich werde es dir heimzahlen, und wenn ich dich bis ans Ende der Welt verfolgen muss!«*

Libby war froh, dass sie Peter den Hund ausleihen konnte. Sie bückte sich, legte Samson die Hand auf den Hals und schob ihn sanft Richtung Peter. »Nimm Samson zu dir. Das wird ihm gefallen.«

Sie sagte das, ohne an Peters Gehörlosigkeit zu denken – doch Peter verstand.

Dir wird es auch gefallen, dachte Libby, als sie Peters Erleichterung bemerkte.

Schritte in der Nacht

Irgendwann in den dunklen Stunden der Nacht wurde Libby von Schritten vor ihrer Kajüte geweckt. In den ersten halbwachen Augenblicken war sie davon überrascht. Viele der Leute, die Kajüten auf dem »Texas« hatten, arbeiteten für die *Christina*. In der Nacht gingen sie immer leise, um die anderen nicht aufzuwecken.

Doch plötzlich war sie völlig aus dem Schlaf gerissen und hellwach. Die Schritte kamen vom Sturmdeck, das sich nur ein bis zwei Meter unterhalb des Texasdecks befand. Wer auch immer dort ging, drehte Runden. Vom Bug der *Christina* zum Heck ging er, dann wieder zum Bug. Auf jeder Runde kam der Mann zweimal an Libbys kleiner Kajüte vorbei.

Nun bemerkte sie den Rhythmus. Seine Schritte hörten sich so an, als hätten seine Schuhe höhere Absätze als gewöhnlich. Die Schritte entfernten sich, nur um kurz darauf wieder näher zu kommen. *Klack. Klack. Klack.*

Libbys Angst begann mit einer leisen Ahnung. *Kann es sein?*

Als sie weiter zuhörte, hatte Libby Gewissheit. Die Schritte waren dieselben wie jene, die sie vor Annikas Haus gehört hatte. *Dexters Freund, der Glücksspieler! Ist er auch der Mann, der Dexter beim Ausbruch aus der Haftzelle geholfen hat? Und ist er auch ein Fälscher? Jemand, der Falschgeld druckt und dann andere benutzt, um es in Umlauf zu bringen?*

Libby versuchte, klar zu denken. Wie konnte all das

Falschgeld in Bloomington anders erklärt werden? Ja, der Mann hatte wahrscheinlich Glücksspiele gespielt, um Falschgeld herauszugeben. Aber hatte er darüber hinaus Helfer, die das Geld verbreiteten?

Nun konnte Libby nicht länger ihre angstvollen Gefühle verdrängen. Da ihre kleine Kajüte auf beiden Seiten jeweils eine Tür hatte, fühlte sie sich umzingelt. Voller Angst horchte sie. *Klack. Klack. Klack.*

Panikerfüllt griff Libby nach Annikas Steppdecke, die bei anderen Gelegenheiten ja Sicherheit signalisierte, und wickelte sich darin ein. Trotz der warmen Temperaturen in dieser Nacht zog sich Libby die Decke über den Kopf.

Sicher. Geborgen. Die Worte hallten in Libbys Gedanken wider und erinnerten sie an die entlaufene Sklavin, die sich im Frachtraum versteckt hielt. *Ich habe Sadie gesagt, sie sei in Sicherheit. Ich dachte auch, dass ich selbst hier auf Papas Schiff in Sicherheit sei.*

Stattdessen wurde sie durch die Schritte in Schrecken versetzt. Wer auch immer der Mann war – er arbeitete mit Dexter zusammen. Da war sich Libby sicher.

Ich habe dich gebeten, mich zu bewahren, Gott. Ich dachte, dass du meine Gebete erhören würdest, dass du mich beschützen würdest. Ich dachte, dass du Dinge, die mich erschrecken, von mir fernhalten würdest.

Als die Person mit den lauten Schritten vermutlich um das hintere Ende des »Texas« herumging und dann wieder in Libbys Richtung kam, legte Libby die Steppdecke zur Seite, um zu horchen. Näher. Näher. Näher kamen die Schritte. Dann hörten sie genau vor ihrer Tür auf.

Eine ganze Weile spitzte Libby nun beide Ohren. »Oh, Papa!«, hätte sie am liebsten gerufen. Sie konnte nur noch einen Gedanken fassen – sie wollte einfach bei ihrem Vater sein.

Nur eine Wand trennte Libbys Kajüte von der Kajüte ihres Vaters, aber es gab keine Tür zwischen den beiden Kajüten. Libby hatte Angst, auf das Deck hinauszutreten und in die Kajüte ihres Vaters zu rennen. Die Tatsache, dass sie die Schritte gehört hatte, lähmte sie.

Libby wagte kaum zu atmen. Obwohl er gleich im nächsten Raum war, konnte Libby ihren irdischen Vater nicht anrufen. Aber ihren himmlischen Vater ...

In der Stille, als sie keine einzige Bewegung hörte, fielen Libby ihre Gebete ein. *Herr, ich habe dich gebeten, mich zu bewahren. Vor Tante Vis Worten und Taten zu bewahren. Vor Dexter und seinem Freund zu bewahren. Ich dachte, du würdest mich von allem Schlechten bewahren, das mir zustoßen könnte.*

Vor Angst wie gelähmt klammerte sich Libby an die Steppdecke, in die sie gewickelt war. *Jesus, wo bist du? Warum kümmerst du dich nicht um mich?*

Dort in der Dunkelheit, in der Mitte ihres Bettes eng zusammengerollt, konnte Libby nur noch an ein Wort denken – an den Namen *Jesus*. Als sie seinen Namen wieder und wieder in Gedanken aussprach, änderte sich etwas in Libby.

Als hätte sie die Worte aus Annikas Bibel auswendig gelernt, kamen sie ihr nun in den Sinn: »Ich habe den HERRN stets vor mich gestellt; weil er zu meiner Rechten ist, werde ich nicht wanken.«

Wenn ich den Herrn vor mich gestellt habe, werde ich nicht wanken!

Langsam lockerte Libby ihren Griff von der Steppdecke. Äußerlich hatte sich nichts verändert, doch in Libbys Innerem kehrte Ruhe und Frieden ein.

Im nächsten Augenblick scharrte die Person vor der Tür mit den Füßen. Nach einer Weile entfernten sich die Schritte. *Klack. Klack. Klack.* Während Libby lauschte, bewegten sich die schweren Schritte auf die Treppe zu und dann zum Kesseldeck hinunter. Drei oder vier Minuten lang wartete Libby, um sicherzugehen, dass die Person weg war.

Dann hüllte sie sich in die Steppdecke und schlüpfte aus dem Bett. Lautlos öffnete Libby die Tür, blickte in beide Richtungen und floh zur Kajüte ihres Vaters.

Als Papa seine Tür weit öffnete, wusste Libby, dass sie ihn geweckt hatte. Nachdem er ihr eine Minute lang zugehört hatte, fragte Papa: »Ist der Mann immer noch hier?«

Libby schüttelte den Kopf. »Ich habe gehört, wie er weggegangen ist. Er ging die Treppe zum Kesseldeck hinunter.«

»Wo er sein sollte«, meinte Papa. »Das heißt, wenn er ein Passagier der Ersten Klasse ist. Konntest du ihn dort herumgehen hören?«

Erneut schüttelte Libby den Kopf, doch Papa zog bereits die Kapitänsjacke an. »Ich sehe mich mal um. Bleib hier, bis ich zurückkomme.«

Als ihr Vater wegging, behielt Libby die Steppdecke um sich. In der warmen Steppdecke fühlte sie sich geborgen. Sie horchte in die Nacht hinein. Schließlich

kam Papa zurück. Er hatte keine Spur von dem Mann gefunden, den Libby beschrieben hatte. »Warum bleibst du nicht hier für den Rest der Nacht?«, fragte Papa.

»Und nächste Nacht auch?«

»Solange du möchtest. Ich hoffe, dass wir dieses Problem bald lösen. Aber wir sollten ein Zeichen vereinbaren, das wir an die Wand zwischen uns klopfen können.«

»Zweimal klopfen, Pause, nochmals zweimal klopfen heißt *Komm schnell!*«, schlug Libby vor.

Papa lächelte. »Und dreimal klopfen heißt *Ich liebe dich, Libby!*«

Als Papa sich in seinen großen Schaukelstuhl setzte, zog Libby einen Hocker heran und setzte sich neben Papa hin. Einige Minuten lang schaukelte Papa hin und her. Schließlich sagte er: »Libby, ich möchte nicht, dass du in etwas so Furchteinflößendes verwickelt wirst. Falls dieser Mann tatsächlich ein Freund von Dexter ist, läuft alles auf eines hinaus: Die Entscheidungen, die ich treffe, wirken sich auf dich aus.«

So lebhaft, als wäre es erst gestern gewesen, erinnerte sich Libby daran, wie Papa gegen Dexters Stellung bezogen hatte und wie Dexter ihm Rache geschworen hatte. Obwohl sie Angst hatte, war sich Libby in diesem Augenblick einer Sache ganz sicher: »Papa, ich will nicht, dass du anders bist. Ich bin stolz auf dich und darüber, dass du für deine Überzeugungen einstehest.«

Daraufhin umarmte Papa Libby. Während er sprach, strich er ihr über die Haare. »Früher oder später kommen wir alle in eine Situation, in der wir uns ent-

scheiden müssen, was wir tun wollen. Wir können entweder das Gute oder das Böse wählen.«

»Und da beginnt das Problem.« Langsam kam Libby mit. »Wenn ich mich einmal für das Gute entschieden habe, muss ich für meine Überzeugungen auch einstehen.«

Papa lächelte sanft. »Du wirst langsam erwachsen, Libby. Du lernst, auch selbst für deine Überzeugungen einzustehen.«

Erneut schaukelte er eine Weile in seinem Schaukelstuhl, ohne etwas zu sagen, und fragte dann: »Libby, hast du bemerkt, was heute Abend geschehen ist?«

Libby drehte sich auf ihrem Hocker und blickte ihrem Vater ins Gesicht, als sie sagte: »Ich habe gesehen, wie Männer Holz und Brennstoff geladen haben – Männer, die ich noch nie gesehen habe. Das sind nicht unsere Deckhelfer. Und sie arbeiten auch nicht am Ufer, denn sie sind auf der *Christina* geblieben.«

Kapitän Norstads Blick war ruhig, und kein Gesichtsausdruck verriet seine Gedanken. Sein Verhalten erinnerte Libby daran, wie Caleb seine Gefühle verbarg, wenn die Sicherheit eines flüchtigen Sklaven auf dem Spiel stand. Dann fiel Libby etwas ein:

»Papa, ich habe einer Frau geholfen, an Bord zu kommen. Sie bekommt demnächst ein Baby. Vielleicht sogar in dieser Nacht.«

Das stolze Lächeln ihres Vaters löste die Spannung, die sie beide verspürten. »Der Besitzer jenes Sägewerks, John Van Doorn, ist ein guter Freund von mir«, erklärte Papa. »Als entlaufene Sklaven über den Fluss schwammen, befand sich sein Sägewerk genau auf ihrer Route.

John hat mir mal erklärt, dass er deswegen eine Entscheidung treffen musste. Würde er seinen Glauben ignorieren? Oder würde er die entlaufenen Sklaven verstecken? Falls er entlaufenen Sklaven bei der Flucht half, würde man ihn als Abolitionisten verfolgen, als einen Mann, der die Sklaverei abschaffen will.«

»Es ist nicht lustig, wenn man beschimpft wird«, meinte Libby.

»Das war John bewusst«, sagte Papa. »Also hat er den Herrn gefragt, was er tun sollte. Als der Herr es ihm zeigte, hat er es getan. Sicherheit bedeutet nicht, dass alles immer wie geschmiert läuft. Was zählt, ist, Gottes Frieden zu kennen, auch wenn das Leben schwierig ist.«

Libby lächelte. Gestern hätte sie Papas Worte nicht verstanden. Heute schon.

* * *

Im hellen Morgenlicht wachte Libby auf und fragte sich, wo sie war. Zuerst konnte sie sich nicht daran erinnern, warum sie sich auf dem Boden in der Kajüte ihres Vaters ein Bett aus Decken gemacht hatte. Dann fiel ihr alles wieder ein.

Einen Augenblick lang fuhr Libby mit der Hand über die Steppdecke, die sie mitgenommen hatte. Als das Sonnenlicht durch die Fenster hereinflutete, stachen die dunkelroten und dunkelblauen Stücke hervor, scharf und schön.

Meine Decke, die mich an Sicherheit erinnert, dachte Libby. Doch ab jetzt würde die schöne Steppdecke sie

an noch mehr erinnern. *Herr, ich dachte, du würdest mich vor allem Übel bewahren. Ich dachte, dass du alles Furchteinflößende von mir fernhalten würdest. Doch du warst bei mir, als ich Angst hatte.*

Als Libby in ihre eigene Kajüte zurückkehrte, bemerkte sie, dass Calebs Großmutter den Krug auf ihrem Waschtisch bereits mit Wasser gefüllt hatte. Erneut war Libby erleichtert, dass sie ein Kleid anziehen konnte. Es war schwierig, aber sie schaffte es, ihren langen Zopf so in die Haare zu flechten, wie Annika es ihr gezeigt hatte.

Donnerstag, der 13. August, dachte Libby, als sie die Treppe hinunterging, um zu frühstücken. *Nur noch zwei Tage, dann muss Papa das Darlehen in Galena bezahlen.* Etwas beunruhigte sie bei diesem Gedanken.

»Caleb?«, fragte Libby, sobald sie ihn antraf. »Wir sind bald bei den *Lower Rapids*, oder?«

Caleb nickte. Auf dem Weg Richtung Norden den Mississippi hinauf mussten die Schiffe zwei Stellen mit Stromschnellen durchqueren. Eine Stelle hieß *Lower Rapids* oder *Des Moines Rapids* und begann bei Keokuk, Iowa, in der Nähe der Stelle, wo der Des Moines River in den Mississippi floss. Weiter flussaufwärts befand sich ein fast dreizehn Kilometer langes Stück, das *Upper Rapids* oder auch *Rock Island Rapids* genannt wurde.

»Und wenn der Wasserstand niedrig ist?«, fragte Libby.

»Das ist er mit Sicherheit«, erwiderte Caleb gar nicht tröstlich. »Es ist August, vergiss das nicht.«

»Und wenn wir auf einen Felsen auflaufen?«, wollte Libby wissen. Wenn der Schiffsrumpf durch einen Fel-

sen beschädigt würde, könnte das Schiff innerhalb von Minuten sinken. Außerdem kämen sie zu spät in Galena an, um das Darlehen zu bezahlen. »Nach all unseren Bemühungen könnte Papa die *Christina* immer noch verlieren.«

»Hoffen wir, dass es nicht passiert.« An Calebs Stimme konnte Libby erkennen, dass er sich bereits dieselben Gedanken gemacht hatte.

In Papas Kajüte befand sich eine Karte der *Lower Rapids*, die von Leutnant Robert E. Lee vermessen und erfasst worden waren. Papa war nicht nur Kapitän, sondern auch als Steuermann zugelassen und konnte Herrn Fletcher, den Reise-Steuermann, jederzeit ablösen. Doch Papa nahm immer einen Stromschnellen-Steuermann an Bord – einen Einheimischen, der auf dem gefährlichen Flussabschnitt jeden Felsen und jede Veränderung kannte. Solche Steuermänner kannten auch die Rinnen, die Passagen oder Wege, auf denen ein Schiff sicher fahren konnte.

Als Libby den großen Speisesaal betrat, um zu frühstücken, suchte sie ihn nach dem Mann ab, von dem sie vermutete, dass er in der Nacht umhergegangen war. Sorgfältig untersuchte sie das Gesicht jeder einzelnen Person im Raum. Doch bald fiel ihr etwas anderes auf.

Gestern Abend auf dem Weg vom Zug zum Schiff war Tante Vi zwischen Annika und Papa gegangen. Und an Bord hatte sich Annika aus dem Staub gemacht, sobald sie wusste, in welcher Kajüte sie wohnen durfte. Libby hatte gedacht, dass Annika müde von der langen Reise war. Doch nun bekam sie Zweifel daran.

Es war Brauch, dass Offiziere, jedoch keine Passa-

giere, am Tisch des Kapitäns aßen. Weil sie mit dem Kapitän verwandt waren, saßen Libby und Tante Vi bei Papa. Doch Annika konnte ihre Mahlzeiten zur selben Zeit einnehmen.

Nun bemerkte Libby, wie Papa sich nach jemandem umschaute. Sie hatte eine leise Ahnung, wer diese Person sein könnte. Schließlich entdeckte sie Annika am Rand des Speisesaals, so weit vom Tisch des Kapitäns entfernt wie nur möglich.

Nach dem Essen ging Papa in Annikas Richtung, doch die Lehrerin eilte davon, bevor er sie erreichte.

Sie meidet Papa, dachte Libby. Sie vergewissert sich, dass nicht einmal Tante Vi sie beschuldigen kann, sie wolle sich einen Mann angeln.

Libby zweifelte nun nicht länger – sie wusste es: *Ich habe das mit meinen unüberlegten Worten angerichtet.*

Libby klopfte das Herz so stark, dass sie wusste, dass sie etwas dagegen unternehmen musste. Also ging sie direkt zu Annikas Kajüte.

Im Türrahmen wartete Libby, bis die Lehrerin aufblickte. »Ich muss dich um Vergebung bitten«, begann Libby. »Wegen gestern ... Ich meine, was ich gesagt habe, dass Papa dich heiraten könnte ... Es tut mir leid.«

Annika lächelte. »Ich vergebe dir, Libby. Ab und zu sagen wir alle Dinge, die uns nachher leidtun.«

»Danke«, sagte Libby. *Und danke, dass du daraus keine Riesensache gemacht hast*, dachte sie. Libby wollte wieder gehen.

Doch Annika ergänzte schnell: »Ich bin froh, dass du wieder bei deinem Vater bist, Libby. Du hast ihn sehr lieb, nicht wahr?«

Tief in Libby kam Stolz über ihren Vater hoch. »Ja, wie sonst niemanden.«

»Ich habe gehört, was er dir über eine *Gib-nie-auf-Familie* gesagt hat«, meinte Annika sanft. »Selbst ...« Die Lehrerin unterbrach sich, und Libby konnte den Blick in Annikas Augen nicht einordnen.

Nach einer Weile fuhr Annika fort: »Libby, immer wenn du deine Steppdecke anschaust, denke bitte an meine Worte. Egal, was zwischen deinem Vater und mir geschieht: Ich bin Teil deiner *Gib-nie-auf-Familie*.«

Libby zwang sich zu einem Lächeln. Insgeheim jedoch gab sie nicht auf. Als sie wegging, hoffte sie immer noch, dass Papa und Annika heiraten würden.

Erst später wünschte sich Libby, sie hätte Annika gefragt, was sie von Papa hielt. *Ich frage mich, ob Annika in Philadelphia Familie zurückgelassen hat.*

Erneut machte sich Libby auf die Suche nach der Person, die in der Nacht umhergegangen war.

Der Schrei eines Babys

Libby hoffte, die geheimnisvolle Person zu finden. Doch im nächsten Augenblick hoffte sie wieder das Gegenteil.

Dann blickte sie von der Vordertreppe der *Christina* auf das Hauptdeck hinunter. Auf der Steuerbordseite, also der in Fahrtrichtung rechts liegenden Seite des Schiffes, bemerkte Libby nichts Außergewöhnliches. Auf der gegenüberliegenden Seite, der Backbordseite, hingegen versammelten sich sechs oder sieben Männer um einen Mann. Sein Schnurrbart war breit und an beiden Enden nach oben gebogen.

Mit Schrecken wurde Libby an jenen furchtbaren Augenblick im Zug erinnert. Diesmal schlich sich Libby die Stufen hinunter, bis sie den Mann in der Mitte deutlich sehen konnte. Im Licht des frühen Morgens konnte Libby gut sein Gesicht sehen. Seine dunklen Haare waren beinahe in der Mitte gescheitelt und auf beiden Seiten glatt nach unten gekämmt.

Libby starrte den Mann an. *Jordan und Peter befinden sich wieder in Gefahr. Wenn dieser Mann hier ist, dann ist auch Dexter hier. Nun sind sie nicht zusammen, damit sie nicht auffallen. Aber wenn sie etwas erledigt bekommen wollen, arbeiten sie zusammen.*

Libbys Angst wuchs. *Etwas erledigt bekommen. Jordan fangen und die Belohnung einstreichen. Peter suchen und Dexters Drohung wahr machen. Vielleicht sogar Papa nochmals bestehlen, sodass er die Zahlung nicht leisten kann.*

Leise zog sich Libby Schritt für Schritt rückwärts

zurück. Gerade bevor sie außer Sicht gehen konnte, blickte der Mann zur Treppe. Für einen Augenblick begegneten sich ihre Blicke. Sein Gesichtsausdruck verriet Libby etwas: *Er weiß, wer ich bin. Er weiß, dass ich die Tochter des Kapitäns bin.*

Sobald sie hinter der Wand neben der Treppe verschwunden war, begann Libby zu rennen. Kaum hatte sie ihrem Papa in seiner Kajüte alles erzählt, eilte er zum Hauptdeck. Doch in der Zwischenzeit hatte sich die Männergruppe bereits aufgelöst.

Von den Stufen blickte Kapitän Norstad zu der Stelle hinunter, wo die Männer gestanden hatten. »Falls du den Mann wieder siehst, sag mir gleich Bescheid, Libby. Auf einem Familienschiff kann ich ihm verbieten, Glücksspiele zu spielen und damit Falschgeld in Umlauf zu bringen. Falls ich ihn dabei erwische, kann ich ihn verhaften lassen. Aber dazu brauche ich Beweise.«

»Heißt das, du musst die Presse finden, die er benutzt?«, fragte Libby.

Ihr Vater nickte. »Was weiß Peter über den Mann?«

Sie fanden Peter an die Wand des »Texas« gelehnt. Er schien sichergehen zu wollen, dass sich ihm niemand von hinten anschleichen konnte. Libbys Hund Samson saß neben ihm. Als sie die beiden so sah, bemerkte Libby, dass sie pausenlos zusammen gewesen waren, seitdem Peter an Bord gekommen war.

Libby setzte sich neben ihn und nahm seine Schiefertafel in die Hand. Bevor sie schreiben konnte, legte Peter die Hand darauf. »Der Glücksspieler, den wir im Zug gesehen haben, ist an Bord. Wolltest du mir das mitteilen?«

Libby nickte. Da nahm Papa die Schiefertafel und schrieb: »Was weißt du über diesen Mann?«

»Ich denke, er hat Dexter geholfen, aus der Haftzelle auszubrechen. Er heißt Slick. Er fälscht Geldscheine.«

»Bist du dir sicher?«, schrieb Papa.

»Er hat Dexter in Galena besucht«, antwortete Peter. »In einer Nacht, in der sie nicht wussten, dass ich da war, habe ich seine Presse gesehen. Sie haben sie an einem geheimen Ort in Dexters Haus versteckt.«

»Wissen sie, dass du das weißt?«, schrieb Papa daraufhin.

»Das ist einer der Gründe, weshalb Dexter mich kriegen will. Zuerst dachte er, dass er mich dazu benutzen könnte, euch zu bestehlen. Er ist wütend, weil ich mich geweigert habe.«

»Peter ...«, begann Papa.

Als erriete er, was Papa sagen wollte, hielt Peter die Hände nach oben. »Mir wird schon nichts geschehen«, meinte er. »Wenn es Libby nichts ausmacht, dass Samson bei mir bleibt ...«

Beim Klang seines Namens rutschte der Neufundländer noch näher an Peter heran. »Seht ihr, wie sehr er mich mag?« Peter kraulte Samson hinter den Ohren. »Gott und Caleb und Samson werden mich beschützen.«

»In dieser Reihenfolge?«, schrieb Papa.

Peter grinste. »In dieser Reihenfolge. Vielleicht hilft es euch, Slick zu finden, wenn ihr wisst, dass er ein besonderes Öl für seine Haare benutzt. Man kann es sogar im Dunkeln riechen.«

An jenem heißen Augustmorgen verspürte Libby

eine Kälte, die nichts mit dem Wetter zu tun hatte. *Peter hat gelernt, sich vor Dexter zu verstecken. Das meinte er so, wie er es sagte. Hat er auch gelernt, sich vor Slick zu verstecken?*

* * *

Bei Keokuk, Iowa, kamen sie an die südliche Grenze der *Des Moines Rapids*. Libbys Vater warf nur einen Blick auf den Wasserstand und sagte: »Er ist extrem niedrig. Ich habe zu viel geladen für Muscatine. Wir müssen die *Christina* leichter machen.«

Wagen mit Pferdegespannen standen am Flussufer. Alle Hände halfen mit, Fracht abzuladen, bis die *Christina* in Kapitän Norstads Augen hoch genug im Wasser lag. Dann bestiegen Caleb, Peter und Samson einen Wagen und fuhren über Land. Am oberen Ende der Stromschnellen würden sie wieder auf die *Christina* wechseln.

Bevor sie Keokuk verließen, nahm Papa einen einheimischen Steuermann an Bord, der die *Des Moines Rapids* kannte. Sie waren bereits einen guten Teil des knapp achtzehn Kilometer langen Abschnitts gefahren, als Papa Libby auf dem Sturmdeck aufsuchte.

»Libby, Oma hat die Frau beobachtet, die du an Bord gebracht hast. Sadie bringt jeden Augenblick ihr Kind zur Welt.«

»Oh, gut!«, rief Libby aus. »Ich wusste, dass es bald so weit wäre, jetzt, da sie an einem sicheren Ort ist.«

Dann nahm Libby Papas Gesichtsausdruck wahr. Auf seiner Oberlippe reihten sich Schweißperlen an-

einander. Auch auf seiner Stirn und auf seinen Wangen waren Schweißspuren zu sehen. Tief im Frachtraum, wo keine frische Luft hingelange, war es sehr warm. Doch Libby spürte, dass noch mehr dahintersteckte.

»Du hast auch schon bei anderen Geburten geholfen«, sagte sie. »Du hast mir davon erzählt.«

»Ich habe mir Sadie angeschaut, aber irgendetwas ist nicht in Ordnung. Ich brauche einen Arzt. Geh und frag den Büroangestellten. Überprüft die Passagierliste. Schaut nach, ob wir einen Arzt an Bord haben.«

Beim Büroangestellten bekam Libby keinen positiven Bescheid: Obwohl bei dreihundert Passagieren normalerweise ein Arzt gefunden werden konnte, war für diese Reise keiner aufgelistet. Betrübt ging Libby zu Papa zurück, um ihm die schlechte Nachricht zu überbringen. Auf dem Weg zu ihm traf sie Annika.

»Was ist los?«, fragte die Lehrerin, als sie Libbys Gesichtsausdruck wahrnahm.

Libby erklärte schnell, was gerade vor sich ging, und fügte dann hinzu: »Papa meint, dass Sadie einen Arzt benötigt. Er weiß nicht, was er tun soll.«

»Ich schau mir die Sache mal an«, bot Annika an. »Ich bin gleich zurück.«

Annika eilte in ihre Kajüte und kam mit einer kleinen schwarzen Tasche zurück. »Kann mir noch eine andere Frau helfen?«

»Oma – Calebs Großmutter – ist bereits dort. Ich zeige dir den Weg.«

Vom Hauptdeck führte Libby Annika durch die Tür in den Frachtraum. Trotz des Tageslichts draußen war

der Raum dunkel. Wegen Sadie hatte Papa angeordnet, dass man alle Türen geschlossen lassen sollte.

Im vorderen Teil des Frachtraums zündete Libby eine Laterne an. Annika folgte ihr ins Versteck zwischen mehreren Frachtkisten. Sie fanden dort auch Oma, die neben Sadie auf dem Boden kniete.

Als sie Annika sah, machte sich Erleichterung auf Omas Gesicht breit. Sie stand auf und ging aus dem Versteck heraus, um Annika zuzuflüstern: »Das Baby kommt nicht so, wie es sollte.«

Zu Libby sagte Oma: »Hol uns heißes Wasser. Kochendes Wasser.«

Ohne zu zögern, gehorchte Libby und drehte sich um. Sie ließ die Laterne bei Annika und ging zur Tür am vorderen Ende des Frachtraums zurück. Sie war erst einige Schritte gegangen, als sie ein Geräusch hörte.

Wie angewurzelt blieb sie stehen und lauschte. *Könnte es eine Katze sein?* Doch dann wusste Libby, dass es ein menschliches Geräusch war. Jemand war dort in der Dunkelheit.

Libby schluckte leer. In ihrer Sorge um Sadie hatte sie alle Vorsicht über Bord geworfen. Auf dem Weg vom unteren Treppenende zum Frachtraum hatte sie vergessen, sich umzuschauen. *Ich habe mich nicht vergewissert, dass niemand zuschaute. Ich habe Annika direkt hierher geführt. Und jemand anderen ebenfalls!*

Ohne sich zu bewegen, spitzte Libby die Ohren. Diesmal hörte sie ein leises, gedämpftes Geräusch. *Wer ist es?*

Sie konnte nur hoffen, dass es ein Deckhelfer war. *Aber niemand von der Crew wäre so geheimnistuerisch.*

Dann, während sie in der Dunkelheit wartete, nahm Libby ein weiteres Geräusch wahr. Ein schwerer Schritt, der näher kam. Das Geräusch von Schuhen mit höheren Absätzen. *Klack. Klack. Klack.*

Mit wachsender Angst erinnerte sich Libby zurück. *Letzte Nacht vor meiner Kajüte. Der Mann auf dem Deck, der mit schweren Schritten im Kreis herumging.* Libby war sich sicher, dass dieser Mann der Glücksspieler war, den Peter Slick genannt hatte. Aber wie konnte sie es wirklich wissen?

Im nächsten Augenblick musste Libby an Sadie denken. *Was könnte passieren, wenn sie Lärm verursacht? Was könnte passieren, wenn ihr Baby geboren wird?*

»Babys müssen bei der Geburt schreien«, hatte Papa gesagt. »So füllen sich ihre Lungen mit Luft. Es hilft ihnen zu leben.«

In der Dunkelheit meinte Libby zu hören, wie ein Streichholz angezündet wurde. Tatsächlich: Eine Flamme flackerte auf, und dann kam eine Kerze langsam näher. Gleich würde der Mann die Öffnung zwischen den hohen Stapeln von Frachtgut entdecken. Er würde in den versteckten Raum hineinschauen können. Er würde Sadie, eine flüchtige Sklavin, ergreifen.

Voller Panik wurde Libby bewusst, was dies für Sadie bedeuten würde. *Ich habe Sadie gesagt, dass sie in Sicherheit sei. Falls die falsche Person sie findet, wird man sie schlagen und in die Sklaverei zurückbringen.*

Als der Mann näher kam, wuchs Libbys Panik. *Klack. Klack. Klack.*

Libby hielt den Atem an. Nur etwa drei Meter hinter ihr kniete Annika auf dem Boden und half Sadie.

Wenn Annika einer Frau bei einer Geburt helfen kann, dann kann ich auch diesen Mann daran hindern, Sadie zu finden!

Mutig trat Libby vor. Der Mann blieb stehen und hielt die Kerze so, dass sie sein Gesicht nicht sehen konnte.

Libby gab sich Mühe, das Zittern in ihrer Stimme zu verbergen und möglichst selbstsicher zu wirken. »Passagieren ist es untersagt, diesen Raum zu betreten. Zutritt nur für die Besatzung.«

Aus der Dunkelheit kam ein böses Lachen. »Na, kleine Dame, und wer bist denn du?« Der Mann streckte den Arm nach vorn und hielt ihr die Kerze nah ans Gesicht.

Libby trat einen Schritt zurück, um sich von der Flamme zu entfernen, doch stand sie kerzengerade da. In diesem Augenblick bemerkte sie das glatt nach unten gekämmte Haar und den Schnurrbart, der auf beiden Seiten nach oben gebogen war. Und sie roch sein Haaröl. *Der Mann, den Peter Slick nennt!*

»Sir, ich bin die Tochter des Kapitäns«, antwortete Libby. »Mein Vater nähme es nicht gern zur Kenntnis, dass Sie hier eine Kerze haben. Wegen der Brandgefahr benutzt niemand Kerzen. Nur gewisse Besatzungsmitglieder haben das Recht, eine Laterne anzuzünden.«

Erneut lachte Slick. Der Klang ging Libby durch Mark und Bein, doch sie wich nicht zurück.

»Und nun verlassen Sie diesen Raum!«

»Und was tust du, wenn ich nicht gehe?«

»Dann hole ich meinen Vater.«

In der darauf folgenden Stille zwischen ihnen hörte

Libby einen Atemzug aus dem raumähnlichen Versteck zwischen dem aufgestapelten Frachtgut. *Sadie kann nicht weglaufen. Was würde geschehen, wenn Slick sie findet?*

Verzweifelt erinnerte sich Libby an die letzte Nacht zurück. Wie wenn Annika und Oma für sie beteten, erinnerte sich Libby an die Schritte des Mannes auf dem Deck vor ihrer Kajüte. Damals war sie beim Klang seiner Schritte zusammengezuckt. In ihre Steppdecke eingewickelt, hatte sie zu Jesus geschrien. Das wusste sie jetzt: *Jesus ist der Einzige, der mächtig genug ist, um zu helfen.*

Leise begann Libby, im mächtigen Namen Jesu zu beten. *Hilf uns, Jesus! Bewahre Sadie. Bewahre ihr Baby.*

Dann bemerkte Libby im Licht von Slicks Kerze die tiefen, harten Gesichtszüge des Mannes. Die flackernde Flamme warf gespenstische Schatten auf sein Gesicht.

Doch als Libby wieder sprach, besaß ihre Stimme eine Sicherheit, die vorher noch nicht da gewesen war. »Gehen Sie!«, befahl sie Slick. »Gehen Sie sofort!«

Als wisse er, dass Libby ein Geheimnis versteckte, stand Slick reglos da. Seine kalten Augen blickten ihr prüfend ins Gesicht. Doch nun wusste Libby, woher ihre Stärke kam.

»Wenn Sie diesen Raum nicht auf der Stelle verlassen, wird mein Vater darauf bestehen, dass Sie von Bord gehen.«

Wie von einer unsichtbaren Hand gelenkt, drehte Slick sich um. Nur einmal blickte er zurück, während er zur Tür stolzierte. *Klack. Klack. Klack.*

Libby hatte keine Zweifel daran, dass er zurückkehren würde. Und dann würde er Dexter mitnehmen.

Stromschnellen

Sobald Slick weg war, raste Libby zur Tür und schloss diese hinter ihm. Dann tastete sie sich im Dunkeln zurück und eilte zum versteckten Bereich hinter den Frachtkisten.

»Annika«, flüsterte sie. »Kann Sadie sich bewegen?«

»Ich weiß nicht«, meinte Annika. »Das Baby ist schon fast da. Was tun wir, wenn der Mann zurückkommt?«

So sehr sie auch wollte, dass Sadies Baby zur Welt kam: Der Gedanke an jenen ersten Schrei nach der Geburt erfüllte Libby mit Panik. »Komm«, flüsterte sie Annika zu. »Es gibt einen geheimen Raum im Schiffsrumpf. Wenn wir Sadie dorthin bringen können, sind sie und ihr Baby in Sicherheit.«

Oma nahm die Laterne vom Boden auf. Libby und Annika standen links und rechts von Sadie und trugen beziehungsweise schleiften Sadie zum versteckten Eingang in den Schiffsrumpf.

Libby kniete sich hin und schob die Maschine, die den Eingang verbarg, beiseite. Sobald sie die Falltür geöffnet hatte, eilte Libby die Leiter hinunter. Oma reichte ihr die Laterne, die Libby auf den Boden des Schiffsrumpfs stellte.

»Es sind nicht einmal zwei Meter hinunter«, ermutigte Libby Sadie, während diese ihre Füße auf die Leiter stellte.

Auf halbem Weg nach unten stöhnte Sadie. Sie klammerte sich an die Sprossen und blieb stehen. Doch

dann, wie mit übernatürlichen Kräften, ging sie weiter. Am unteren Ende der Leiter hielt Libby die Tür zum geheimen Raum offen, der sich an der Seite des Schiffs entlang erstreckte. Im engen Durchgang kroch Sadie nach vorn und ließ sich dann auf die Bretter fallen, die über die Balken gelegt waren.

»Alles in Ordnung«, sagte Libby, nachdem Sadies Füße die Tür freigegeben hatten. »Nun bist du sicher. Du kannst dein Kind zur Welt bringen. Niemand wird dich hören.«

»Lass die Laterne stehen«, wies Annika Libby an. »Und versuch noch einmal, heißes Wasser zu holen. Beeil dich.«

Im Wettlauf gegen die Zeit stieg Libby wieder die Leiter hinauf. Als sie auf dem Deck kniete, um die Maschine über der Tür wieder an ihren Platz zu bringen, hörte sie ein Wimmern und dann das kräftige Schreien eines Neugeborenen.

Libby lehnte sich auf die Fersen zurück und lächelte. Ergriffen nahm sie Omas Hand und drückte sie. Sadies Baby war in Sicherheit. Nur diejenigen, die helfen wollten, hatten jenen ersten Schrei gehört.

Als Libby Wasser holte, traf sie Papa und erzählte ihm von ihrem knappen Entkommen vor Slick. Papa versprach, eine Wache aufzustellen, damit Dexter und Slick den Frachtraum nicht betreten konnten.

Kurz darauf reichte Libby heißes Wasser in den kleinen Raum neben der Leiter hinunter. Oma gab das Wasser an Annika weiter und kletterte dann aus dem Schiffsrumpf. Im niedrigen Versteck war kaum genug Platz, dass Annika sich umdrehen konnte.

Sobald sie das Baby fertig gewaschen hatte, ließ Annika Libby die Leiter heruntersteigen, damit Libby alles sehen konnte. Auf Händen und Knien kroch Libby in den engen Raum zwischen den großen Balken des Schiffsrumpfs. Im Licht der Laterne bemerkte Libby Sadies leuchtende Augen. »'s ist ein Mädchen!«, sagte sie stolz.

Von ihrem Lager aus Decken hielt Sadie ein kleines Bündel hoch. Die Augen des Neugeborenen waren geschlossen, und die langen dunklen Wimpern des Mädchens ruhten auf rundlichen Wangen. Ihr dickes Haar war immer noch nass und ganz kraus.

»Sie ist das schönste Baby auf der ganzen Welt!«, rief Libby aus.

»Ja, das sie sollte sein«, antwortete Sadie stolz. »Der gute Herr sagt: ›Dieses Kind frei sein wird.‹ Und frei, das ist es!«

Lächelnd blickte Annika Libby in die Augen. »*Gleich erschaffen*«, sagte die Lehrerin leise. »Es ist ein Wunder, nicht wahr? Dass unser Schöpfer Sadies Baby Leben und Freiheit und das Bestreben nach Glückseligkeit gibt.«

Eine Zeit lang blieben Libby und Annika dort und teilten das Wunder dieses neuen Lebens. Libby war sich sicher, dass Annika diesen Augenblick genauso genoss wie sie selbst.

Dann stützte sich Sadie auf einen Ellbogen auf und hielt Libby ihr Kind hin. »Willste sie halten?«

Libby hatte noch nie ein so kleines Kind gehalten. »Wenn es okay ist! Wenn ich ihr nicht wehtue.«

Das Bündel in ihren Armen war leicht. Als Libby

hinunterblickte, öffnete das Baby die Augen und blickte um sich.

»Dein Name, Libby. Wofür er steht?«, fragte Sadie.

»Elisabeth«, sagte Libby. »Das bedeutet: ›Gott geweiht.‹ Meine Mama und mein Papa haben mich Gott geweiht.«

»Ah!« Sadies Stimme klang erfreut. »Dann dieses Kind soll Elisabeth heißen – nach dir benannt. Und weil ich Gott hingebe sie. Ich diesem Kind erzähle, wie du geholfen hast es, geboren zu werden in Freiheit.«

Lange nachdem Sadie eingeschlafen war, hielt Libby das Baby immer noch. Leicht berührte sie die kleinen Wangen und spürte die weiche Haut. Staunend schaute sie zu, wie sich die winzige Brust des Babys bei jedem Atemzug hob und senkte.

»Elisabeth«, flüsterte Libby ihr ins Ohr. »Vergiss nicht, dass du nach mir benannt bist. Und deine Mama hat dich Gott geweiht!«

Dann konnte sie das Baby nicht mehr sehen, weil ihre Sicht vor Tränen verschwamm.

Kurz nachdem sie das Geheimversteck verlassen hatte, in dem Sadie und die kleine Elisabeth geborgen waren, stieß Libby auf Tante Vi.

»Nun«, meinte ihre Tante. Mit einem schnellen Blick prüfte Tante Vi Libbys Kleid und den Zopf, den sie über die Schulter nach vorn gezogen hatte. »Das sieht definitiv besser aus. Aber eine echte Dame käme nicht so sehr ins Schwitzen.«

Libby öffnete den Mund, um sich zu verteidigen. Der enge Raum, in dem Sadie und ihr Baby versteckt waren, war klein und heiß. Doch gerade noch recht-

zeitig fiel Libby ein, dass sie trotz all ihrer Begeisterung für das Neugeborene Tante Vi nichts davon erzählen durfte. *Die besten Dinge im Leben entgehen ihr immer*, stellte Libby fest.

Als sie in ihre Kajüte auf dem »Texas« kam, musste sich Libby etwas eingestehen. *Sadies Baby ist frei, aber ich bin es nicht*.

Vor gerade erst fünf Monaten war Libby von einer Villa in eine so kleine Kajüte gezogen, dass ihre Reifröcke das Bett auf einer Seite und den Waschtisch auf der anderen Seite berührten. *Aber ich habe mich verändert*, dachte Libby. *Ich habe gelernt, damit umzugehen. Nun gefällt mir meine Kajüte sogar. Gehört das dazu, wenn man lernt, frei zu sein?*

Tief in ihrem Innern war sie immer noch verletzt, dass Tante Vi sie aufgeben wollte. Doch nun wusste Libby zum ersten Mal, wie sie damit umgehen konnte. *Ich kann Tante Vi nicht verändern, aber ich kann meine Gefühle ihr gegenüber verändern. Annika hat mir gezeigt, wo ich beginnen muss*.

Libby war sich nicht sicher, wie sie es ausdrücken sollte, aber schließlich kamen die Worte heraus. *Jesus, ich vergebe Tante Vi all die verletzenden Dinge, die sie gesagt und getan hat*.

Nachdem Libby gebetet hatte, war sie erleichtert. Dies war zumindest ein Schritt in die richtige Richtung.

Am oberen Ende der *Des Moines Rapids* hielt die *Christina* lange genug, um den Stromschnellen-Steuerer Mann von Bord zu lassen und die Ladung, die über Land transportiert worden war, wieder aufzuladen. Als sie wieder zur Weiterfahrt aufbrachen, war

Libby dankbar. Trotz des niedrigen Wasserstands waren sie ohne Probleme durch den langen felsigen Flussabschnitt gekommen. Doch das Entladen und Wiederbeladen hatte sie wertvolle Stunden gekostet.

»Nur noch zwei Tage«, sagte Libby, doch Papa versicherte ihr, dass sie – wenn alles gut ging – Galena immer noch rechtzeitig erreichen konnten.

Wenn alles gut geht, sagte sich Libby am darauf folgenden Nachmittag, einen Tag bevor Papas Frist um 16 Uhr ablief, um das Geld zu bezahlen.

Fünf Kilometer unterhalb der Stadt Rock Island, Illinois, näherte sich die *Christina* einer weiteren Anlegestelle. Andere Stromschnellen-Steuerleute warteten an der Stelle, an der der Rock River in den Mississippi floss.

Papa war sehr erfreut zu sehen, dass sein bevorzugter Steuermann für die *Upper Rapids* unter ihnen war.

»Philip Suiter war der erste lizenzierte Steuermann in dieser Gegend«, erklärte er Libby, als die *Christina* anlegte. »Vor langer Zeit brachte Philip seine Familie nach Illinois, indem er ein Schiff baute und damit den Ohio River hinunterfuhr. Auf einem gefährlichen Abschnitt verlor er sein Saatgut, aber nicht seine drei Kinder. Eine Zeit lang wohnte er in Illinois, dann zog er nach LeClaire, Iowa.«

Libby hatte von Kapitän Suiter gehört, dem Pionier, der am Ufer des Mississippi eine Farm betrieb. Doch Libby war ihm noch nie an Bord begegnet. Nun fragte sie: »Darf ich zuschauen, Papa? Von der Kommando-
brücke aus?«

Libby folgte Kapitän Suiter und ihrem Vater die

Treppen hinauf. Als sie die Kommandobrücke betraten, standen die Bretter an der Vorderfront ganz offen. Da sich Regen oder Schnee ansammeln konnte, die die Sicht nahmen, war direkt vor dem Steuermann kein Glas erlaubt. Stattdessen waren vier Bretter angebracht – zwei oben und zwei unten –, sodass man sie öffnen oder beinahe schließen konnte, je nach Wetter.

An diesem heißen Augusttag wurde die Tür zur Kommandobrücke von einem kräftigen Wind erfasst. Libby hielt sie fest und schloss sie sorgfältig, damit das Glas nicht zerbrach. Dann setzte sie sich auf die Bank neben der Tür und beobachtete alle Bewegungen von Kapitän Suiter.

Das Gesicht des Steuermanns war glatt rasiert, doch ein krauser weißer Bart verlief an seinem Kinn entlang von einem Ohr zum anderen. Kapitän Suiter stand auf einer Seite des großen Steuerrads und sprach durch das Rohr in den Maschinenraum hinunter, um Anweisungen zu geben.

Mit Papa und Herrn Fletcher, dem Reise-Steuermann, schaute Libby zu, wie Kapitän Suiter in die Flussmitte fuhr. Schon bald erblickte Libby die etwa zehn Meter hohe Klippe am südlichen Ende von Rock Island, der »Felseninsel«. Verlassene Gebäude aus Holz standen da, wo einst das Fort der Vereinigten Staaten gewesen war. Dann, als sie genauer hinschaute, bemerkte Libby eine Eisenbahnbrücke, die den Mississippi überspannte.

Die riesige Brücke war erst ein Jahr alt, doch sie hatte bereits zu großer Uneinigkeit zwischen den Dampfschiffleuten und der Eisenbahn geführt. Da sie an einer Stelle mit starker Strömung gebaut worden war und die

Pfeiler zudem relativ nah beieinanderstanden, war die Brücke ein gefährliches Hindernis für die Schiffe.

Kapitän Suiter ließ ein Pfeifsignal ertönen, damit die Drehbrücke geöffnet wurde. Obwohl Libby dem Steuermann vertraute, war sie erleichtert, als sie an den großen Brückenpfeilern vorbeifuhren, die für jedes Schiff eine potenzielle Gefahr darstellten.

Die Stromschnellen bestanden aus Felsgebilden – einer ganzen Reihe von Felsvorsprüngen. Zwischen diesen Felsvorsprüngen befanden sich schmale Kanäle oder *Rinnen*, wie sie von den Flussleuten genannt wurden. Sobald ein Steuermann einen Kanal passiert hatte, musste er sein Schiff für den nächsten Kanal in Position bringen. Wie auf einem Hindernislauf musste er das Schiff wenden und teilweise sogar mit der Strömung rückwärts treiben lassen.

In jeder Rinne hielt Kapitän Suiter nach kaum merklichen Änderungen im Fluss Ausschau – den unerwarteten Felsen, die den hölzernen Rumpf eines Schiffes aufreißen konnten. Erneut war sich Libby sicher, dass der Steuermann sie sicher hindurchführen würde. Doch sie musste immer wieder an Geschichten denken, die sie gehört hatte – Geschichten von Dampfschiffen, die auf einen Felsen aufliefen und innerhalb von Minuten versanken.

Schon einige Male war die *Christina* einem flussabwärts fahrenden Dampfer begegnet. Das flussabwärts fahrende Schiff hatte immer die Vorfahrt. Mit ein paar Pfeifsignalen teilte Kapitän Suiter seine Absicht mit und ließ dem anderen Schiff die Vorfahrt. An der ersten Stelle, an der er nur ein wenig aus

dem Kanal fahren konnte, steuerte er die *Christina* in ruhiges Wasser.

»Wie haben Sie gelernt, durch die Stromschnellen zu steuern?«, fragte Libby neugierig, während sie in der kleinen Ansammlung ruhigen Wassers warteten.

Kapitän Suiter drehte sich um und lächelte freundlich: »Habe ich hier eine angehende Steuerfrau vor mir? Komm her. Ich zeig's dir.«

Als Libby neben dem Steuerrad stand, zeigte er nach vorn. »Siehst du den großen Baum dort? Und dort den hohen Felsen? Das sind Orientierungspunkte – Stellen, die mir sagen, wo die Felsvorsprünge sind.«

»Wie haben Sie den Weg beim ersten Mal gefunden?«, wollte Libby wissen.

»Ich habe die Stromschnellen von zwei Indianerfreunden gelernt«, erklärte Kapitän Suiter ihr. »Sie haben mir von den Gegenströmungen erzählt und mir beigebracht, wo die Rinnen sind.«

Als die *Christina* an der Campbell's Island vorbeifuhr, ergriff der Steuermann erneut das Wort. »Die Strömung ist ziemlich stark für diese Jahreszeit.«

Auf halbem Weg durch die Rinne sah Libby ein anderes Schiff, das flussabwärts kam. Mit einem kurzen Pfeifsignal sagte Kapitän Suiter »Ich gehe aus dem Weg« und steuerte auf langsam fließendes Wasser zu.

»Es ist die *James Mason*«, sagte Papa. »Ich hoffe, Kapitän Jenks hat nicht seine üblichen Tricks auf Lager.«

Libby zog sich hinter das Steuerrad zurück und warf einen Blick auf den anderen Dampfer. Während der Mahlzeiten am Tisch des Kapitäns hatte sie

schon oft von dem eigensinnigen Kapitän der *James Mason* gehört. Er weigerte sich standhaft, die acht Dollar für einen Stromschnellen-Steuermann zu bezahlen. Unzählige Male hatte Libby seine Worte aus dem Mund der Männer gehört, die alle Kapitäne des oberen Mississippi kannten.

»Ich kenne diese *Rock Island Rapids* genauso gut wie jeder Stromschnellen-Steuermann«, brüstete sich Kapitän Jenks für gewöhnlich. »Ich bezahle keinem Steuermann acht Dollar, nur um mein Schiff hindurchzufahren. Ich steuere selbst. Ich spare das Geld und zeige ihnen obendrein, wie's geht.«

Auch nachdem die *Christina* in einen ruhigen Flussabschnitt unter dem Duck Creek glitt, entspannte sich Kapitän Suiter nicht. Angestrengt blickte er den Fluss hinauf und ließ die herannahende *James Mason* nicht aus den Augen. Plötzlich rief Kapitän Suiter aus: »Er kommt zu schnell!« Als das andere Schiff den Kanal bei der Campbell's Island hinunterfuhr, warnte Kapitän Suiter den Steuermann mit vier raschen Huptönen. »Die Strömung ist zu stark. So bekommt er zu viel Tempo!«

Die *James Mason* ignorierte die Warnung und fuhr mit ungedrosselter Geschwindigkeit weiter. Inzwischen war das Schiff nah genug, sodass Libby auf der Kommandobrücke zwei Männer ausmachen konnte.

»Sein eigener Steuermann ist gut«, sagte Papa. »Aber sie streiten sich gerade.«

Als der größere der beiden Männer das Steuerrad übernahm, stöhnte Kapitän Suiter. »Sein Steuermann würde es besser machen als Kapitän Jenks!«

Libbys Vater schüttelte ungläubig den Kopf. »Ich kann Jenks nun hören – er sagte: ›Ich kenne diese Felsen, geben Sie weiterhin Dampf. Überlassen Sie mir das Steuerrad. Setzen Sie sich auf die Bank, ich führe das Schiff durch.«

Als Kapitän Suiter nach vorne blickte, verengten sich seine Augen. »Ich frage mich, wie er überhaupt so weit gekommen ist.«

Erneut warnte er das andere Schiff mit vier raschen Huptönen. »Er schnellst hindurch, ungebremst zwischen den Felsen hindurch. So kommt er zwar durch die Rinne. Aber direkt hinter den Felsen muss er sich ganz scharf rechts halten, um auf die Iowa-Seite hinüberzukommen.«

Verzweifelt schlug Kapitän Suiter nun mit der Hand auf das Steuerrad. »Er fährt zu schnell – er kann sie nie und nimmer rechtzeitig drehen ...«

Ein lautes Krachen ließ ihn verstummen. Wie ein im Wind zitterndes Blatt wurde die *James Mason* ihrer ganzen Länge nach erschüttert und schrammte dann zu einem Stopp.

Libbys Vater stöhnte: »Ein Fels hat sie mittschiffs erwischt! Ein riesiger Fels hat den Schiffsrumpf durchbohrt!«

Gefährliche Durchfahrt

Der gellende Schrei einer Frau durchdrang die Luft. Babys wimmerten. Männer schrien. Kinder riefen nach ihren Eltern. Durch die zerbrochene Reling auf dem Hauptdeck sprangen Schweine über Bord und schwammen auf das Ufer zu. Darüber hinaus hörte man das Muhen von Kühen.

Aschfahl im Gesicht begann Papa zu beten. »Herr, erbarme dich! Erbarme dich dieser Menschen.« Geräuschlos bewegten sich Kapitän Suiters Lippen, als betete er ebenfalls.

Auf der Kommandobrücke der *James Mason* wirkte Kapitän Jenks wie aus einem Traum gerissen. Als könnte er nicht glauben, was geschehen war, schien er nicht in der Lage, Befehle zu geben. Weit unten auf dem Hauptdeck rannten Passagiere in alle Richtungen.

Dann kam ein verzweifertes Signal von der *James Mason*. Viermal ein kurzes Tuten – das Notsignal. Auf der *Christina* rief Kapitän Suiter das Sprechrohr hinunter und gab dem Maschinisten Befehle.

»Wir fahren hinauf!«

Als versuchte er, sich nach dem anderen Schiff auszustrecken, lehnte sich Papa nach vorn. »Sie nehmen Wasser auf«, sagte er, als die *James Mason* Schräglage bekam.

Mit wachsendem Schrecken sprach Libby zum ersten Mal. »Was ist, wenn die Leute nicht schwimmen können?«

Aber Papa war zu beschäftigt, um zu antworten. Er lehnte sich zum Sprechrohr und rief den Maschinisten.

»Pumpen! Alle Pumpen, die wir an Bord haben. Schiffsschreiner! Garnierholz Backbord. Bereiten Sie sich vor, an Bord zu gehen!«

Garnierholz? Dann fiel es Libby ein. Die zusätzlichen Holzbalken, die ein Schiff für das Stauen und Trennen der Ladung im Frachtraum mitführte. *Können zwei Besatzungen verhindern, dass sich das Schiff mit Wasser füllt?*

Augenblicke später dampfte die *Christina* aus dem ruhigen Wasser in den Hauptkanal. Auf einer Seite des großen Steuerrads stand Kapitän Suiter. All seine Muskeln waren bereit, alle seine Sinne wachsam.

Trotz der Notlage hielt er die *Christina* genau in der richtigen Geschwindigkeit. Zwischen den Felsvorsprüngen manövrierte er in die enge Rinne und blieb darin. Langsam bewegte er sich flussaufwärts, damit er keinen Sog verursachte.

Von der Kommandobrücke blickte Libby auf die *James Mason* hinunter. Ein großer Fels ragte neben dem Bug des Dampfschiffs aus dem Wasser. Ein anderer Fels – ein riesiger – hatte den Schiffsrumpf weiter hinten, mittschiffs, durchbohrt.

Die Leute rannten immer noch hin und her, da sie nicht wussten, was sie tun sollten. Panik war auf ihren Gesichtern zu lesen. Wie eine Hand, die ihr die Kehle zuschnürte, spürte Libby die Angst dieser Leute.

Auf dem Hauptdeck der *James Mason* rissen Besatzungsmitglieder die Falltüren auf. Mit Werkzeugkoffern in den Händen sprangen die Schiffsschreiner in den Schiffsrumpf hinunter. Libby konnte sich lebhaft

vorstellen, wie das Wasser neben dem Fels durch das offene Loch hereinströmte.

Augenblicke später erklang ein Ruf aus dem anderen Schiff: »Verstopft das Loch! Matratzen! Bretter!«

Männer und Frauen rannten in Kajüten, zogen Matratzen von den Betten und warfen sie dann über die Reling. Auf dem Hauptdeck wurden die Matratzen von Besatzungsmitgliedern aufgehoben und dann durch die Luken gestoßen.

Deckhelfer kamen mit Pumpen angerannt. Im Wettlauf gegen die Zeit öffneten sie mehr Luken und ließen die langen Schläuche der Pumpen in den Schiffsrumpf hinunter. Auf beiden Seiten der Pumpe stand ein Mann. Beim Pumpen sah es so aus, als würden sie sich voreinander verbeugen. Sie drückten herauf, herunter, herauf, herunter – so versuchten sie zu verhindern, dass sich der Schiffsrumpf mit Wasser füllte.

Als die *Christina* ganz nah an die *James Mason* heranzufuhr, sprach Kapitän Suiter ins Sprechrohr. Kurz darauf drosselte der Maschinist die Geschwindigkeit der *Christina*. Kapitän Suiter gab acht, dass er das andere Schiff nicht vom Felsen löste, und rief erneut nach unten: »Langsam, sanft.«

Als die *Christina* sich direkt neben der *James Mason* befand, warf die Besatzung Taue aus. Die andere Besatzung fing diese auf. Als die Schiffe nebeneinander vertäut waren, befand sich der Bug der *James Mason* neben dem Heck der *Christina*. Vereint ging die Besatzung der *Christina* an Bord der *James Mason*. Garnierholz wurde von einem Schiff zum anderen gereicht und zusätzliche Pumpen zu den Luken getragen.

Aus dem Schiffsrumpf ertönte ein weiterer Schrei:
»Mehr Matratzen!«

Libby sprang auf. Sie sprang die Stufen von der Kommandobrücke hinunter und rannte zu ihrer Kajüte. Dann riss sie die Tür auf, zog ihre Matratze vom Bett und schleppte sie über das Sturmdeck.

»Vorsicht da unten!«, rief sie und warf dann die Matratze über die Reling auf das Deck des anderen Schiffs.

Immer wieder rannte Libby in Kajüten. Alle Matratzen, die sie auf das andere Schiff warf, verschwanden in einer Luke. Als Libby zum siebten oder achten Mal eine Matratze zur *James Mason* hinüberwerfen wollte, blieb sie abrupt stehen. *Etwas hat sich verändert.*

Einen Augenblick lang blieb sie dort stehen und fragte sich, was es war. Sobald es ihr klar wurde, verspürte sie nicht mehr Angst, sondern blankes Entsetzen.

Libby vergaß die Matratzen und rannte die Treppen zur Kommandobrücke hinauf. »Papa!«, schrie sie. »Die Flagge! Der Wind hat gedreht! Er kommt aus Nordwesten!«

Ein Blick auf die Männer, die auf der Kommandobrücke standen, verriet Libby, dass sie dasselbe gesehen hatten. Die *James Mason* hatte sich bereits etwas gedreht.

»Wenn sie sich vom Felsen löst, flutet das Wasser ungehindert hinein!«, sagte Papa.

Mit wachsender Panik blickte Libby zu dem anderen Schiff hinunter. Die Männer im Schiffsrumpf hatten die Veränderung bemerkt. Wie Erdhörnchen, die aus ihren Höhlen flohen, krochen sie aus den Luken.

»Wir müssen das Schiff davon abhalten, vom Felsen loszukommen!«, rief Papa aus. »Sonst sinken wir beide!«

Kapitän Suiter lehnte sich zum Sprechrohr vor und rief dem Maschinisten zu: »Ich gebe Ihnen einige Befehle in rascher Abfolge. Reagieren Sie so schnell wie möglich.«

Seine Befehle waren sicher und klar. Er sprach, ohne zu zögern. »Ganz leicht vor mit dem Steuerbordrad. Ganz leicht rückwärts mit dem Backbordrad. Das Steuerbordrad stoppen. Das Backbordrad stoppen. Und nun stark zurück mit dem Backbordrad.«

Bei jedem Befehl reagierte das Schiff. Schließlich sagte Kapitän Norstad: »Ich glaube, Sie haben das Schiff unter Kontrolle. Es schaukelt nicht mehr.«

Kapitän Suiter sprach ins Rohr: »Halten Sie das Schiff so.«

Kapitän Norstad trat zum Fenster und beorderte seine Besatzung wieder in den Schiffsrumpf hinunter. Da fiel Libby auf, dass Caleb zusammen mit den Männern an den Pumpen arbeitete.

»Holt alle männlichen Passagiere zur Arbeit«, befahl Kapitän Norstad. »Nehmt so viele Matratzen aus unseren Zimmern, wie ihr braucht.«

Mit neuer Energie drückten sich die Männer die Pumpen herauf und herunter, herauf und herunter und versuchten, das Schiff vor dem Sinken zu bewahren. Dann, als Jordan einen Deckhelfer ablöste, blickte Libby hinter ihn.

Am Bug der *James Mason* stand eine junge Frau mit einem drei- oder vierjährigen Jungen in den Armen.

Im Wind wurden ihre Haare aus dem Gesicht geweht. Libby sah die Panik in den Augen der Frau und war sofort alarmiert.

Sie hat es gehört, dachte Libby. Sie hat jemand sagen hören, dass das Schiff sinkt. Eine so erschreckte Person ist zu allem fähig.

Libby verließ schnell die Kommandobrücke und sprang die Stufen hinunter. Von einem Deck zum anderen flog sie förmlich. Auf dem Hauptdeck rannte sie an Peter und Samson vorbei und hörte dann, wie sie ihr durch den Frachtraum folgten. Als Libby beim Heck der *Christina* ankam, taumelte die Frau auf dem Bug der *James Mason*. Sie klammerte ihr Kind an sich und sprang ins Wasser.

Im nächsten Augenblick trat Libby ihre Schuhe weg.

»Ich helfe dir«, sagte Peter. »Ich kann schwimmen!«

»Nein!«, rief Libby aus und schüttelte dann den Kopf. »Wenn ich in Schwierigkeiten gerate, hol Caleb.« Libby gebärdete Calebs Namen und dann das Zeichen für »Hilfe«.

Aus dem Lauf sprang sie vom Deck. An der Wasseroberfläche angekommen, hörte Libby hinter sich ein Platschen. *Samson!*

Hoffentlich meint er nicht, er müsse mich retten. Libby wusste, dass er sie am Arm packen würde.

Libby schwamm direkt auf die Frau zu. Als Libby sie schließlich erreichte, war die Frau wieder aufgetaucht und schlug mit einem Arm aufs Wasser. Augenblicke später verschwand sie mit dem Jungen erneut unter der Wasseroberfläche.

Libby tauchte, nahm der Frau den Jungen aus dem Arm und kämpfte sich nach oben. Als sie auftauchte, war Samson da. Libby hielt ihm das Kind hin, worauf der Hund den Arm des Jungen sanft ins Maul nahm. Sorgfältig hielt der Hund den Kopf des Kindes über Wasser.

Kurz darauf kam die Frau wieder nach oben. Einen Augenblick lang sah Libby den Schrecken in den Augen der Frau. Verzweifelt schlug sie mit den Armen nach Libbys Kopf.

Libby duckte sich und bekam nicht viel mit von dem Schlag. Wieder tauchte sie und schwamm unter Wasser hinter die Frau. Im nächsten Augenblick brachte Libby ihren Arm vor die Brust der Frau. Die Frau schlug immer noch wie wild um sich und wollte sich nur befreien.

»Hören Sie auf!«, befahl Libby. »Ich helfe Ihnen!«

Stattdessen trat die Frau Libby mit dem Bein. Libby trat nach unten und versuchte der Frau aus dem Weg zu gehen, ohne ihren Griff zu lösen. Doch schon bald fragte sie sich, wie lange sie die Frau noch festhalten konnte.

»Hilfe«, schrie sie. »Hilfe!« Die Angst in ihr wuchs, und Libby fragte sich, ob irgendjemand sie hören würde.

Immer noch kämpfend, drehte sich die Frau erneut um. *Sie sorgt dafür, dass wir am Ende beide ertrinken*, dachte Libby. *Ich kann sie nicht mehr länger halten!* Libby wollte nicht aufgeben und klammerte sich mit letzter Kraft an die Frau.

Dann hörte Libby ein Platschen. Bald spürte sie eine ausgestreckte Hand. Eine Hand, die die Frau davon abhielt, um sich zu schlagen.

»Nimm Samsons Schwanz«, sagte eine Stimme. Libby drehte sich um und sah, dass es Caleb war.

Zusammen schwammen sie zur *Christina*. Zusammen erreichten sie das Heck des Schiffes. Dort streckten Leute ihnen die Hände entgegen – Leute, die bei der ganzen Verwirrung nun endlich erkannt hatten, dass hier Hilfe benötigt wurde.

Besatzungsmitglieder knieten sich hin und halfen der Frau und dem Kind an Bord. Immer noch keuchend, hielt sich Libby am Rand des Schiffs fest. Dann kam sie an die Reihe. Als sie endlich auf dem Deck in Sicherheit war, lehnte sie sich erschöpft an eine große Lattenkiste.

Samson schüttelte sich und spritzte Wasser in alle Richtungen. Tropfend, wie er war, berührte er Libbys Arm mit seiner Schnauze und legte sich dann neben sie. Bald darauf ließ Caleb sich neben sie fallen.

Als Libby schließlich wieder zu Atem kam, hatten die Männer den Wassereinstrom in die *James Mason* gestoppt. Deckhelfer betätigten die Pumpen immer noch, doch es war ihnen gelungen, Bretter über den Matratzen festzunageln, damit diese sich nicht verschoben.

Dann kam Kapitän Jenks an Bord der *Christina*, und Libby und Caleb eilten nach vorn, um zu lauschen. Mit neu gefundener Demut bat der Kapitän der *James Mason* Papa darum, sie bis ans Ende der Stromschnellen abzuschleppen.

»Hmm ...« Papa schien darüber nachzudenken. Doch Libby hatte keine Zweifel darüber, wie er schließlich antworten würde.

»Sie bedeuten für uns viel Zusatzgewicht«, meinte Papa. »Und ich habe es eilig, nach Galena zu kommen. Das heißt, ich muss unbedingt bis morgen um 16 Uhr nachmittags dort zu sein.«

»Die Leute müssen an Land«, wandte Kapitän Jenks ein.

»Ja, die Leute«, erwiderte Papa. »Sie hätten von Anfang an an sie denken sollen. Sie hätten ein Schiff voller Leute verlieren können. Und vielleicht sollten Sie das nächste Mal einen Stromschnellen-Steuermann an Bord nehmen.«

»Oh, natürlich«, antwortete Kapitän Jenks, als hätte er nie etwas anderes gedacht.

»Wenn das ein Versprechen ist ...« Libbys Vater ließ den Satz unvollendet in der Luft hängen.

»Es ist ein Versprechen«, versicherte der Kapitän.

»Dann können wir vielleicht zusätzlich Dampf machen«, antwortete Papa. »Vielleicht können wir Sie abschleppen. Aber haben Sie bemerkt, wie viel Zeit wir verloren haben?«

Papa blickte nach Westen, wo die Sonne hinter den Baumkronen verschwand. »Wir müssen bis zum ersten Morgenlicht warten. So schnell ich auch nach Galena gelangen muss: Nach Sonnenuntergang ist es nicht sicher, durch den Rest der Stromschnellen zu fahren.«

Als Kapitän Jenks auf sein Schiff zurückkehrte, gingen Libby und Caleb zum Heck der *Christina* zurück. Dort setzten sie sich wieder, und Libby bemerkte, dass Caleb noch kein Wort gesagt hatte, seitdem sie aus dem Wasser gekommen waren.

»Geht es ihnen gut?«, erkundigte sich Libby nach der Frau und dem Kind, die sie gerettet hatten.

»Oma kümmert sich um sie«, sagte Caleb. »Sobald sich die Frau beruhigt hat, geht es ihnen gut.«

Da er nichts mehr sagte, wusste Libby, dass irgendetwas überhaupt nicht in Ordnung war. »Was beschäftigt dich?«, fragte sie.

Schließlich blickte Caleb ihr in die Augen. »Libby, du hast mich zu Tode erschreckt!«, rief er aus. »Ich habe auf der *James Mason* gearbeitet. Wenn ich nicht gerade zufällig zu ihrem Bug gegangen wäre, hätte ich dich gar nicht gesehen.«

Libby schluckte leer. Sie wollte nicht zugeben, wie groß ihre eigene Angst gewesen war. Im Augenblick erschien die im Wasser um sich schlagende Frau noch zu real.

Aber dann fielen Libby Calebs Worte ein, nachdem sie zur Polizeiwache geschleppt worden war. »*Regst du dich eigentlich nie auf?*«, hatte sie ihn gefragt. »*Nur wenn es sich lohnt*«, hatte Caleb ihr mit einem selbstzufriedenen Grinsen geantwortet. »*Nur einmal*«, hatte Libby gezischt, »*würde ich gerne sehen, dass du nervös und beunruhigt bist und dich übergeben musst.*«

Nun fragte sie mit so unschuldiger Stimme, wie sie nur konnte: »Habe ich dich wirklich erschreckt?« Sie lächelte Caleb mit dem Lächeln an, das sie an den Jungs in Chicago geübt hatte. »Hat es sich gelohnt, sich aufzuregen?«

Doch Caleb ging nicht auf ihr Necken ein. »Als Erstes sah ich, dass die Frau dich auf den Kopf schlug. Du gingst unter, und ich wusste nicht, ob du je wieder auftauchen würdest.«

Caleb räusperte sich. »Ich dachte, dass ich euch nie rechtzeitig erreichen könnte. Dass ich dich nie finden würde im Wasser.«

In diesem Augenblick wurde Libby ernst. »Danke, Caleb! Ich habe deine Hilfe gebraucht.«

Caleb blickte sie an. »Und es ist mir nicht egal, was mit dir passiert.«

»Danke«, sagte Libby sanft. »Meinst du das wirklich?«

»Ja, wirklich.«

»Gut«, sagte Libby laut, doch in ihrem Innern verspürte sie viel mehr.

»Du bist mir wirklich wichtig.«

»Glaubst du?« Diesmal konnte Libby ihm nicht in die Augen blicken.

»Du bist jemand ganz Besonderes, Libby.«

»Ja?« Schon mehrmals hatte sie sich gefragt, was Caleb von ihr hielt. Er war so selbstständig, dass es schwer zu erraten war.

»Du bist beinahe so besonders wie Samson.«

Nun hatte Libby keine Probleme, Caleb anzublicken.

Doch Caleb fuhr fort: »Wenn du von einem Schiff springst, um jemanden zu retten, musst du vorher Hilfe organisieren.«

»Das habe ich«, erwiderte Libby ruhig, doch das Herz schlug ihr immer noch bis zum Hals. Um Hilfe zu rufen, war eine Regel, die Papa ihr schon vor langer Zeit beigebracht hatte.

»Ich habe Peter gesagt, er solle dich holen.«

»Peter? Er hat kein Wort gesagt. Ich habe ihn nicht einmal gesehen.«

»O-oh!«, sagte Libby. »Wo ist er?«

»Wann hast du ihn das letzte Mal gesehen?«

»Direkt bevor ich ins Wasser gesprungen bin. Ich sagte: ›Wenn ich in Schwierigkeiten gerate, hol Caleb.‹ Dann habe ich daran gedacht, deinen Namen zu gebärden. Er hat dich nicht gefunden?«

Caleb sah nun besorgt aus. »Ich war an den Pumpen. Als du zum letzten Mal mit Peter gesprochen hast, stand er am Rand des Decks? Am Heck?«

»Genau hier.« Libby zeigte auf die Bretter. »Und Samson war direkt neben ihm.« Allein schon beim Anblick des dunkler und dunkler werdenden Wassers wurde Libby beinahe übel.

Dann drehte sich Libby der Magen um. »Letzte Nacht hatte Peter Angst. Er fragte mich, ob er Samson bei sich haben könnte. Und Samson hat ihn verlassen, um mir ins Wasser zu folgen!«

»Hast du noch jemand anders gesehen?«, fragte Caleb.

»Du meinst Dexter?« Libby schüttelte den Kopf. Dann schlug es wie ein Blitz in ihre Gedanken ein: »Dexter? Du meinst ... O nein, Caleb! Nicht einmal Dexter würde ...«

»Ein Schubser würde genügen.«

Libby starrte Caleb an. »*Ein* Schubser. Und wir würden es nie erfahren. Niemand könnte etwas beweisen!«

Vom Schrecken dieser Vorstellung überwältigt, stöhnte Libby auf. »Oh Caleb!«

Fast panisch sprang Libby auf die Füße. »Peter!«, schrie sie, ohne nachzudenken. »Peter, wo bist du?«

Das Versteck

Caleb sprang ebenfalls auf, doch er legte ihr die Hand auf den Arm. »Libby«, sagte er so sanft wie selten. »Peter kann dich nicht hören.«

Das gab Libby den Rest. »Ich könnte rufen und rufen. Er könnte sogar direkt neben mir stehen und bekäme es nicht mit!«

Tränen rannen Libby die Wangen hinunter. »Peter wollte mit mir kommen. Er wollte helfen, aber ich hatte Angst um ihn. Wenn er mitgekommen wäre ...« Verzweifelt brach Libby schluchzend zusammen.

Aber Caleb unterbrach sie. »Weißt du noch, was er gesagt hat? Ist Peter wirklich ein guter Schwimmer?«

»Er wollte mir helfen, die Frau zu retten. Ich ließ ihn nicht. Ich wusste nicht, ob er wirklich schwimmen kann.«

»Aber wenn er ein guter Schwimmer *ist*, Libby, dann ändert das alles!«

Plötzlich drangen Calebs Worte in Libbys verworrene Gefühle. »Wir müssen nachdenken«, sagte sie und versuchte sich damit selbst zu beruhigen. »Falls es Peter geschafft hat, bis jetzt am Leben zu bleiben ...«

Zum ersten Mal, seitdem sie Peter vermissten, dachte Libby daran, sich nach Dexter umzusehen. Sie sprach leiser. »Wenn Peter immer noch lebt, muss er im Wasser sein, nicht wahr?«

»Irgendwo, wo er sich verstecken könnte.« Calebs Stimme war nicht viel lauter als ein Flüstern. Nun

blickte Caleb sich um. Weder Dexter noch sein Freund Slick waren in Sicht.

Als Libby wieder sprach, konnte nur Caleb sie hören. »Peter versteckt sich bestimmt irgendwo, wo er sich an etwas festhalten kann. Denkst du, was ich denke?«

»Da sich die *Christina* nicht bewegt hat, versteckt er sich wahrscheinlich bei einem der Schaufelräder«, antwortete Caleb. »Falls sich das Rad drehen würde, wäre das sein Ende. Aber was wäre, wenn er sich sicher wäre, dass sich die *Christina* für längere Zeit nicht bewegen würde?«

»Das Gehäuse – die Holzverschalung um die Schaufelräder. Darin könnte er sich verstecken.«

»Da ist er!«, rief Caleb aus. »Ganz bestimmt! Wenn er genau hier hinuntergeschubst wurde, hält er sich am Steuerbord-Schaufelrad fest.«

»An dem Rad, das von der *James Mason* aus nicht zu sehen ist«, sagte Libby. »Wir müssen ihn finden, solange wir noch etwas sehen können.«

Caleb blickte ernst drein. »Und wir müssen ihn retten, ohne dass Dexter oder Slick uns dabei beobachten.«

Auf dem Deck hinter dem Schaufelrad auf der Steuerbordseite befand sich ein Verschlag für Tiere, die transportiert wurden. Libby und Caleb bahnten sich leise ihren Weg an vier Maultieren vorbei, schlüpfen unter der Reling hindurch und sprangen dann in den Fluss.

Der untere Rand des Gehäuses berührte beinahe das Wasser. Riesige Querbalken drückten beim Fahren das Wasser weg, um das Schiff anzutreiben. Caleb schwamm an einer Schaufel entlang und Libby an der nächsten.

Es wurde immer dunkler, und Libbys Sorge wuchs zusehends. *Und wenn wir nicht genug sehen können, um Peter zu finden?*

Gerade als sie umkehren wollte, entdeckte sie ihn, wie er sich an den innersten Teil des Schaufelrads klammerte. Libby konnte kaum seinen Kopf ausmachen. Er blickte in die andere Richtung, doch Libby konnte sein blondes Haar sehen.

Erleichtert wollte Libby Caleb rufen, doch dann fiel ihr ein, dass Geräusche vom Wasser verstärkt wurden. Als sie auf Peter zuschwamm, fiel ihr noch etwas anderes ein: *Was würde passieren, wenn ich ihn erschrecke?*

Libby war nun auf der Hut, denn wenn Peter sich umdrehte, sähe er in dem wenigen verbleibenden Licht nur ihren Umriss. Ihr Gesicht läge im Dunkeln. *Und wenn Peter denkt, ich sei Dexter, und in Panik gerät?*

Libby schwamm auf der Stelle und begann zu beten. *Herr, ich brauche wieder deine Hilfe.*

Während sie sich am Schaufelrad festhielt, suchte sie fieberhaft nach Ideen. Schließlich fiel ihr ein, wie Peter sich in Annikas Haus mit dem Ohr ans Holz des Klaviers gelehnt hatte und die Schwingungen der Musik wahrgenommen hatte.

Immer noch betend, ballte Libby die rechte Hand zur Faust und klopfte auf den Querbalken. Plötzlich drehte Peter den Kopf. »Libby?« Seine Stimme war kaum lauter als ein Flüstern.

Ja! Ja! Ja!, klopfte Libby zurück.

»Ich bin hier, Libby.«

Als sie Peter erreichte, bemerkte Libby, dass er am ganzen Körper zitterte. Ob nun vor Angst oder vor

Kälte – es schüttelte ihn so sehr, dass er sich mit beiden Händen ans Holz klammern musste. Libby legte ihm die Hand auf den Arm, und Peter atmete einmal tief ein, doch er hörte nicht auf zu zittern.

Als Caleb zu ihnen stieß, legte er Peter den Arm um die Schultern. Gemeinsam halfen Libby und Caleb Peter, sich am Querbalken entlangzuhangeln, bis er den äußeren Rand des Schaufelrads erreichte. Dort berührte Caleb Peter mit der Hand, wie um zu sagen: »Warte.«

Wenn wir nur warten könnten, bis es dunkel ist – wirklich dunkel, nicht nur dämmerig, dachte Libby, als Caleb aus dem Gehäuse schwamm, um sich umzusehen. Doch sie wusste, dass Peters Zustand das nicht erlaubte. Peter klapperte mit den Zähnen und war ganz blass im Gesicht.

Dann war Caleb wieder da. »Wir gehen auf demselben Weg zurück«, flüsterte er Libby zu. »Bei der Reling heben wir Peter gemeinsam hoch.«

Caleb machte mit den Armen über dem Kopf Schwimmbewegungen, und Peter nickte. Er klapperte immer noch so heftig mit den Zähnen, dass er nicht sprechen konnte.

Libby und Caleb nahmen Peter in die Mitte und schwammen die kurze Strecke zum Deck hinter dem Schaufelrad. Caleb und Libby halfen Peter hinauf. Als er an Deck rollte, folgten Libby und Caleb ihm. Dann führten sie Peter durch den Tierverschlag in einen Frachtraum in der Nähe der Küche. Dort in einer Ecke war er vor neugierigen Blicken geschützt.

»Ich hole Peter trockene Kleider«, sagte Caleb.

»Ich gebe Oma Bescheid«, erwiderte Libby. »Dann bringt sie etwas Warmes zu trinken. Und ich hole Papa.«

»Pass auf«, warnte Caleb.

»Ja«, versprach Libby. Nie im Leben hatte sie ein Versprechen ernster gemeint.

Nachdem Libby bei Oma gewesen war, durchquerte sie den Frachtraum und ging durch den Maschinenraum auf die Backbordseite der *Christina*. Als sie wieder auf dem Deck angekommen war, sah sie, dass die *Christina* immer noch mit der *James Mason* vertäut war. Im grauen Licht kurz nach Sonnenuntergang betätigte Jordan eine der Pumpen. Dann, als Libby zum Vorderdeck der *Christina* ging, nahm ein Mann Jordans Platz ein.

Kurz darauf trat Jordan auf die *Christina*. Libby blieb stehen, da sie ihn wegen Dexter warnen wollte.

Genau in diesem Augenblick stand in der Nähe des Bugs ein Mann auf. Jordan musste die Bewegung aus den Augenwinkeln gesehen haben, denn er warf einen Blick in jene Richtung. Im nächsten Augenblick begann er zu rennen.

Dexter ging einen Schritt auf Jordan zu, schien es sich dann aber anders zu überlegen.

Libby sah Dexters Gesichtsausdruck. *Er kann warten. Er wird einen günstigeren Augenblick abwarten, in dem Jordan allein ist.*

Dexter drehte sich schnell um und verschwand in der Menge. Doch Jordan ging kein Risiko ein. Wie ein Reh, das um sein Leben lief, huschte er im Zickzack zwischen den Menschen und der Ladung hindurch. Libby rannte ihm hinterher und sah gerade noch, wie

Jordan durch die Tür in den Maschinenraum schlüpfte. Im nächsten Augenblick stieß er mit Caleb zusammen.

Als Caleb einige Schritte zurücktaumelte, knallte Libby die Tür hinter sich zu. »Wir haben Dexter gesehen!«, keuchte sie.

»Ich muss verlassen das Schiff!«, rief Jordan. »Sonst ich in Schwierigkeiten bring Libbys Papa und alle anderen.«

»Du und Peter müssen das Schiff verlassen.« Caleb erzählte Jordan, was mit Peter geschehen war.

Doch nun fiel Libby noch etwas ein. »Wir waren so mit Dexter beschäftigt, dass wir Slick vergessen haben.« Der Geldfälscher war nicht nur auf dem Sturmdeck umhergegangen, wie wenn er jemanden suchte. Er war auf seiner Suche auch in den Frachtraum gekommen. »Wo ist er?«

Caleb schüttelte den Kopf. »Bei dreihundert Leuten und all dieser Ladung an Bord gibt es unzählige Verstecke. Er könnte uns sogar gerade in diesem Augenblick beobachten. Aber von wo aus?«

Im dämmrigen Licht des Maschinenraums warf Jordan einen Blick über die Schulter. »Der Herr sagt mir: ›Jordan, geh weg von hier möglichst schnell.««

»Aber die *James Mason* steckt auf einem Felsen fest«, jammerte Libby. »Und wir stecken mit ihr fest. Wie kannst du hier weg?«

»Ich bin gekommen in 'nem Fass und ich geh in 'nem Fass«, antwortete Jordan, ohne zu zögern. »Diesmal aber vom Ende des Schiffs weg.«

Libby starrte ihn an. »Und Peter auch?«

»Peter auch.«

Genau in diesem Augenblick, mitten in all dem Trubel, dachte Libby an das Darlehen, das sie für die *Christina* zurückzahlen mussten. »Morgen um 16 Uhr ist Papis Zahlung fällig. Und er steckt in den Stromschnellen fest, weil er einem anderen Schiff geholfen hat!«

Doch Caleb wusste, was zu tun war. »Wir nehmen das Geld mit, wenn wir gehen.«

Zum ersten Mal seit Stunden lächelte Libby. »Wir hast du gesagt? Du und ich gehen mit Jordan und Peter? Wir bringen die Fässer ans Ufer?«

Caleb grinste. »Und wir leisten die Zahlung in Galena.«

»Gib mir eine halbe Stunde«, erwiderte Libby. »Ich versuche, mit Papa zu reden.«

»Jordan, du bist fürs Essen zuständig. Hole es von Oma«, bestimmte Caleb. »Ich hole trockene Kleider für Peter.«

Vom Maschinenraum ging Libby durch den Frachtraum, um eine andere Tür zu nehmen. Sie war immer noch in ihren tropfend nassen Kleidern, als sie Papa in seiner Kajüte vorfand. »Wir sind wieder in Schwierigkeiten«, begann sie.

Als Libby erzählte, wie sie und Caleb und Samson die Mutter und das Kind gerettet hatten, wurde Papa weiß im Gesicht. Und als sie beschrieb, was Dexter Peter angetan hatte, schlug er die Faust in seine offene Hand. Schließlich ging er in seiner Kajüte auf und ab.

»Ich habe meine vertrauenswürdigsten Männer damit beauftragt, nach Dexter und Slick Ausschau zu halten«, sagte er. »Doch sobald wir mit dem Unfall beschäftigt waren, hat Dexter zugeschlagen. Ich verdopple

die Anzahl Männer, die nach ihnen Ausschau halten sollen.«

»Jordan und Peter müssen die *Christina* verlassen«, erwiderte Libby.

Papa seufzte, aber er stimmte ihr zu. »Ihr wisst, wie ihr das machen müsst?«, fragte er, als er von ihrem Fluchtplan erfuhr. »Sodass es sicher ist? – Halte dich am unteren Rand des Fasses fest. Kämpfe nicht gegen die Strömung an. Schwimme mit der Strömung, um ans Ufer zu gelangen.«

Als Papa die Arme ausbreitete, um Libby zu umarmen, wusste sie, dass sie seine Erlaubnis hatte.

»Sag Caleb, dass ich ihn sprechen möchte, bevor ihr geht. Ich werde bald losfahren und euch nach Galena folgen.«

Papa schüttelte den Kopf. »Ich hätte schon längst dort sein sollen. Aber ich will das Risiko nicht eingehen, die Leute auf der *James Mason* zu verlassen. Falls ihnen etwas zustieße, würde ich mir nie vergeben.«

Dann grinste Papa. »Ich nehme an, ihr wollt das Geld mitnehmen.«

Libby lachte. »Genau, Papa! Erraten!«

Während ihr Vater das Geld aus dem Tresor holte, eilte Libby in ihre Kajüte. Im Dunkeln tastete sie nach dem Jungenhemd und der Latzhose, die sie anziehen wollte. Mit einem Ruck zog sie ihren Zopf aus dem Haar und wickelte ihn in ein Tuch. Sobald sie den Zopf, ein Kleid und Schuhe in ihren Rucksack gepackt hatte, war sie bereit zum Aufbruch. Libby öffnete die Tür und warf noch einmal einen Blick zurück.

Ein Streifen des Mondlichts fiel auf ihr Bett. Libby

stand da und folgte mit den Augen dem cremefarbenen Pfad auf der Steppdecke. In diesem Augenblick bedeutete ihr die Steppdecke noch mehr als je zuvor.

Libby bückte sich und strich mit der Hand über die Steppdecke. Wie ein Flüstern im nächtlichen Wind begann sie zu beten. *Jesus, ich habe mich immer nach Geborgenheit gesehnt, und ich bin immer möglichst vorsichtig. Aber etwas weiß ich nun mit Sicherheit: Was wirklich zählt, ist, dass du bei mir bist. Das ist mir wichtiger als alles andere. Bist du bei mir, bei uns, Jesus – egal, was geschieht?*

Nach einem kurzen Abschied von Annika rannte Libby die Treppen hinunter. Diesmal dachte sie daran, nicht auf direktem Weg in den Frachtraum zu gehen. Nachdem er mit Papa gesprochen hatte, rollte Caleb zwei leere Fässer zum hinteren Teil des Frachtraums in der Nähe des Hecks.

Caleb kippte die Fässer, und Jordan und Peter krochen hinein. Libby gab beiden einen Geldgürtel. Sie reichte Peter auch ihren Rucksack, und Caleb gab seinen Rucksack Jordan.

Caleb hatte Peter bereits das Luftloch gezeigt und ihm erklärt, wie er selbst aus dem Fass klettern konnte. Nun erklärte Caleb auch Libby den genau eingepassten Deckel.

»Peter kann den Deckel wegtreten, oder du kannst ihn wegziehen«, erklärte er ihr. »Siehst du das große Luftloch an der Seite? Wenn dein Fass ruhig schwimmt, versicherst du dich, dass der Korkzapfen nach oben zeigt. Dann gibst du Peter ein Zeichen, und er stößt ihn raus.«

Nach diesen Instruktionen gebärdete Caleb Peter:
»Bereit?«

Peter grinste. »Bereit.« Er trug nun trockene Kleider. Jetzt, da er nicht mehr zitterte, schien er sich darauf zu freuen, gleich aufzubrechen.

Caleb platzierte den Deckel und testete dann, ob Peter das Signal verstand. Als Caleb zweimal an das Fass klopfte, spürte Peter die Schwingung an seinem Körper und stieß den Korkzapfen hinaus. Als Caleb dreimal klopfte, stieß Peter den Deckel auf.

Diesmal grinste Caleb zustimmend. Erneut platzierte er den Deckel.

»Kämpfe nicht gegen die Strömung an«, warnte er Libby genauso wie zuvor Papa. »Lass dich flussabwärts treiben, aber schwimm immer auf das Iowa-Ufer zu. Wir gehen dann vom Ufer an flussaufwärts.«

Sobald Jordan bereit war, rollten Caleb und Libby die Fässer zur Tür hinaus auf das schmale Deck am Heck. Das Wasser lag weniger als einen halben Meter unter dem Deck. Einen Augenblick lang warteten sie, bis sich ihre Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann rollte Libby Peters Fass über den Rand.

Überraschung in Galena

Mit einem sanften Platschen landete das Fass im Fluss. Libby glitt ebenfalls ins Wasser und schwamm zu der von der *Christina* abgewandten Seite des Fasses. Der drei Zentimeter hohe Rand am unteren Ende des Fasses eignete sich gut als Griff, und so hielt Libby sich daran fest.

Kurz darauf platschte Jordans Fass ins Wasser. Sobald Caleb vom Heck rutschte, sorgte auch er dafür, dass das Fass zwischen ihm selbst und dem Schiff war.

Dann spürte Libby die Strömung, die an ihren Beinen zog, und war froh, dass Papa und Caleb sie angewiesen hatten, nicht dagegen anzukämpfen. Mit einem Arm und den Beinen schwamm sie und ließ sich dabei von der Strömung treiben.

Kann uns irgendetwas sehen?, fragte sich Libby. Mit Schrecken dachte sie an Dexter und Slick und war dankbar für die Dunkelheit. *Sieht es so aus, als wären die Fässer über Bord gefallen? Dass sie einfach den Fluss hinuntertreiben?*

Während sich die Fässer vom Schiff entfernten, blickte Libby nach oben. Papa stand auf dem Sturmdeck und behielt sie im Auge. Sie hätte ihm am liebsten zugewinkt und ihm gesagt, wie sehr sie sich fürchtete. Doch dann wusste sie in ihrem Innern: Papa betete gerade für sie. Sie konnte die Hilfe förmlich spüren.

Nachdem das Fass ein gutes Stück flussabwärts getrieben worden war, drehte Libby das Fass, sodass das Loch in der Seite nach oben zeigte. Dann klopfte sie

zweimal und wartete, bis Peter den Korkzapfen herausdrückte. Libby fing den Korken und stopfte ihn in eine Tasche, während sie weiterschwamm.

So weit, so gut, dachte sie, erfreut über den Lauf der Dinge.

Immer weiter entfernten sie sich von der *Christina*. Mit jedem Meter Abstand fühlte sich Libby besser. *Wir lassen Dexter und Slick hinter uns!*

Häufig warf Libby einen Blick zu Caleb hinüber. Da das Mondlicht einen länglichen Schein aufs Wasser warf, war Caleb gut zu sehen. Hier über den Felsen bewegten sie sich schneller, weil die Strömung stärker war. Sie hielten die Fässer relativ nah beisammen.

Einmal schrammte Libby an einem Felsen vorbei. Ein anderes Mal hielt sie den Atem an in einem Strudel, der sie herumwirbelte. Schließlich, ziemlich weit flussabwärts, reichten ihre Füße bis zum Boden, als sie die Beine nach unten streckte. Dann stand sie auf und führte das Fass langsam ans Ufer.

»Wir sind entkommen!«, rief sie aus, als sie und Caleb ihre Fässer das Ufer hinaufrollten. »Die haben wir sauber abgehängt!« Es schien immer noch zu schön, um wahr zu sein.

Dreimal klopfte sie aufs Fass, woraufhin Peter den Deckel wegrat. Als er und Jordan herauskletterten, rollten sie die Fässer weiter hinauf und stellten sie hinter einige Sträucher. Dann machten sie sich auf den Weg, immer am Fluss entlang, nach LeClaire, Iowa.

In den Fässern waren Jordan und Peter trocken geblieben. Zuerst fühlten sich Libbys nasse Kleider kalt und klamm an. Doch nachdem sie eine Weile gegangen

waren, begannen das Hemd und die Latzhose vor Hitze zu dampfen.

Im Halbdunkel vor der Dämmerung blickte Libby nach vorn und sah die ausladenden Arme einer großen Ulme. »Das ›*Green Tree*‹-Hotel!«, rief sie aus. Von früheren Fahrten den Fluss hinauf erinnerte sie sich an die berühmte Felsen-Ulme.

»Man sagt, dass diese Felsen-Ulme hundertzwanzig Jahre alt ist«, erzählte Caleb ihnen.

Da LeClaire am oberen Ende der *Upper Rapids* gelegen war, legten die meisten Dampfschiffe dort an, bevor sie den gefährlichen Flussabschnitt in Angriff nahmen. Der *Green Tree* war allen Flussleuten von St. Paul bis New Orleans bekannt. Unter seinen Ästen warteten die Stromschnellen-Steuermänner, redeten miteinander, aßen und schliefen, bis ein Dampfschiff vorbeikam und einen Steuermann benötigte.

Sägewerke säumten das Ufer von LeClaire. Bei einer Schiffbaufirma standen die riesigen Balken, die verwendet wurden, um Schiffe vom Stapel zu lassen. Ferner waren am Ufer einige Dampfschiffe vertäut.

Bei einem Schiff stiegen bereits Rauchwolken aus den hohen Schornsteinen auf. Caleb blieb stehen und fragte, wann es ablegen würde, doch Libby, Jordan und Peter gingen weiter zum *Green Tree*, der seine Äste über eine große, leicht abfallende Fläche ausbreitete. Erleichtert ließ sich Libby auf die großen Wurzeln fallen. Sie zog ihre Schuhe aus und bohrte ihre Zehen in den Sand.

Die Dämmerung brach an, während Libby über den Fluss blickte. Mit dem angenehmen Licht stieg in Libby Hoffnung auf. *Heute zahlen wir Papas Darlehen ab!*

Doch da war noch mehr. Etwas in Libbys Innerem hatte sich verändert. Als sie flussaufwärts gingen, hatte sie Zeit zum Nachdenken gehabt. Während sie ihre Füße in den Fluss baumeln ließ, wurden alte Erinnerungen von ihr abgewaschen.

Dann unterbrach ein sanftes Klopfen die morgendliche Stille. Libby blickte auf. Hoch oben auf dem nahe gelegenen Dampfschiff klopfte der Kapitän sanft mit seiner Pfeife an die Glocke.

Auf dem Hauptdeck reagierte der Erste Offizier. Ganz oben auf dem Schiff stand der Steuermann von seiner Bank auf und ging zum großen Steuerrad. Libby zog die Füße aus dem Wasser. »Wir müssen uns beeilen!«

Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch weiterzufahren und dem Wunsch, noch länger beim *Green Tree* zu bleiben, stand sie auf. Mit ihren Schuhen in der Hand führte sie Jordan und Peter zum Dampfschiff, wo Caleb schon bei der Anlegeplanke wartete. Kurz darauf holte die Besatzung die Leinen ein.

»Noch fast hundertvierzig Kilometer!«, rief Caleb aus, als das Dampfschiff flussaufwärts fuhr.

»Achteinhalb Stunden«, erwiderte Libby. »Dann sind wir um halb drei in Galena.«

Für Peter bedeutete das, dass er in eine Stadt zurückkehren würde, in der er eine Zeit lang gelebt hatte. Für Jordan bedeutete es noch mehr.

»Ich meine Familie werde sehn wieder!«, rief er aus. »Könnt ihr vorstellen euch, was Mamma und mein Bruder und meine Schwestern werden sagen, wenn sie sehn mich? Und Daddy – denkt ihr, mein Daddy dort ist?«

»Du wirst es bald erfahren.« Caleb schmunzelte über Jordans Aufregung. »Wenn alles gut geht, bleiben uns anderthalb Stunden, um den Mann aufzusuchen und das Geld für die *Christina* zu bezahlen.«

Wenn alles gut geht, dachte Libby.

Im Waschraum für Frauen zog sie sich die nasen Kleider aus und ihr Kleid an. Sorgfältig wob sie ihren Zopf so ins Haar, wie Annika es ihr gezeigt hatte. Dann, als sie dem Mädchen im Spiegel in die braunen Augen sah, entschied Libby, dass es Zeit war, etwas zu tun. Nun, solange sich ihre Gedanken immer noch echt anfühlten, wollte Libby sie schriftlich festhalten.

Sie ging aufs Deck hinaus und suchte sich eine Stelle, wo sie allein sein konnte. Zuerst saß Libby einfach da und spürte den kühlen Wind im Gesicht. Dann nahm sie ihr Zeichenpapier und ihren Bleistift. Doch anstelle einer Skizze begann sie eine Liste:

Tante Vi hat mir beigebracht

- *zu nähen*
- *zu zeichnen*
- *Schönheit zu schätzen*
- *gute Manieren zu haben, besonders beim Essen mein Bestes zu geben*
- *immer dazuzulernen - mein Wissen zu erweitern*
- *mich gut anzuziehen*

Libby lächelte. *Kein Wunder, dass ich nicht gerne schäbig und schmutzig aussehe.*

Als sie die Liste beendet hatte, fühlte sich Libby besser. *Ich fühle mich nicht mehr verletzt*, dachte sie überrascht. Auf einmal, wie ein Lied, das einem plötzlich in den Sinn kommt, kam Libby die Gewissheit: *Ich muss nicht perfekt sein! Ich muss einfach das tun, was der Herr von mir will.*

Dann kam Libby ein noch seltsamerer Gedanke: *Tante Vi hatte nie eigene Kinder. Vielleicht versucht sie, all ihre Liebe für Kinder in mich hineinzustecken. Kein Wunder, dass sie sichergehen muss, dass ich so werde, wie sie meint, dass ein Mädchen sein muss.*

Bei diesem Gedanken kicherte Libby. *Das sage ich ihr besser nicht. Sonst wird es nur noch schlimmer.*

Erneut blickte Libby auf die Liste. *An jenem Tag im Zug hat Annika mit mir über Gottes Liebe gesprochen, und ich habe mich von ihr abgewandt. Habe ich dasselbe mit dir getan, Gott? Habe ich mich von dir abgewandt, als du mich in deine liebenden Arme nehmen wolltest?*

Als das Dampfschiff den Mississippi verließ und den Galena River hinauffuhr, stand Libby mit den Jungen in der Nähe des Bugs. Am Flussufer hingen Weidenäste weit herunter. Vereinzelt wuchsen Birken in kleinen Gruppen. Ihre Blätter wirkten in der Augusthitze welk.

Galena, dachte Libby aufgeregt. Sie freute sich darauf, die geschäftige Stadt wiederzusehen. Wegen nahe gelegener Bleiminen war das Gebiet dieser Stadt schon früh besiedelt worden und inzwischen recht bekannt geworden.

Nach allem, was sie durchlebt hatten, um hierher zu kommen, war sich Libby sicher, dass sie endlich gewonnen hatten. »Es bleibt uns mehr als eine Stunde, um

Herrn Thompson zu finden und Papas Darlehen abzuzahlen!«, triumphierte sie, als sie in Galena anlegten. »Die *Christina* ist gerettet!«

Da er einige Jahre in dieser Stadt gewohnt hatte, wusste Peter genau, wo sie hingehen mussten. Als sie sich vom Flussufer entfernten, gingen er und Jordan voraus und Libby und Caleb folgten ihnen dicht auf den Fersen.

Auf einer Nebenstraße blieb Peter auf einmal stehen. Im nächsten Augenblick drehte er sich um, überquerte die Straße und schlüpfte zwischen zwei Gebäude. Die anderen folgten ihm, ohne zu wissen, was los war. Peter zog sich tiefer in die Schatten zurück, zog die anderen zu sich und zeigte zurück.

Auf der anderen Straßenseite standen zwei Männer – genauso wie auch sie im schattigen Bereich zwischen zwei Gebäuden. Libby konnte nur ihre Rücken sehen, aber sie würde die beiden überall erkennen.

»Dexter und Slick!«, flüsterte Peter.

Er übernahm erneut die Führung und eilte durch den engen Durchgang zur Rückseite der Gebäude. Als er sich umdrehte und sie anschaute, hob Libby die Hände mit den Handflächen nach oben und zuckte mit den Schultern, wie um zu fragen: »Woher wusstest du das?«

»Ich hab sein Haaröl gerochen«, antwortete Peter.

Libby konnte nicht glauben, dass Dexter und Slick wirklich in Galena waren. »Wie wenn man hundertmal denselben Albtraum hat! Können wir sie je abhängen? Können wir Papas Darlehen je abbezahlen?«

»Erst wenn sie sind hinter Gittern«, knurrte Jordan.

»Wenn sie jetzt uns aufhalten, sie das Geld deines Daddys noch einmal stehlen.«

»Und wir könnten das Darlehen nicht rechtzeitig abbezahlen.« Libby wurde übel. Dann wurde sie wütend. »Wie sind die bloß hergekommen? Wir haben uns mitten in der Nacht davongeschlichen. Ich bin mir sicher, dass außer Papa uns niemand gesehen hat.«

»Wahrscheinlich nicht«, erwiderte Caleb. »Aber wenn du ein Betrüger wärst und befürchten müsstest, an Bord verhaftet zu werden, was würdest du dann tun?«

Libby dachte kurz darüber nach. »Ich würde die Jolle am hinteren Ende der *Christina* zu Wasser lassen. Ich würde im ruhigen Wasser in Ufernähe flussaufwärts rudern. Dann würde ich in LeClaire ein Schiff besteigen, so wie wir.«

»So wie wir, mit einer Ausnahme.« Caleb strich sich seine blonden Haare aus der Stirn. »Sie mussten sich nicht flussabwärts treiben lassen und dann flussaufwärts gehen.«

Er nahm die Schiefertafel und schrieb für Peter: »Sie waren vor uns da.«

»Aber sie haben uns nicht gesehen«, antwortete Peter. »Gerade als wir an ihnen vorbeigehen wollten, schauten sie in eine andere Richtung. Als wir die Anlegeplanke hinuntergingen, haben sie uns wahrscheinlich nicht bemerkt, da sie dachten, wir würden mit der *Christina* kommen.«

Erneut wurde Libby wütend. Dexters Rachgier jagte ihr Angst ein. *Wie lange wird er noch versuchen, Papa zu ruinieren?*

Im Schutz der Gebäude versuchte Libby einen klaren Gedanken zu fassen, doch es gelang ihr nicht. Mit jeder verstreichenden Sekunde wurde Libby aufgebrachter.

Dann, mitten in ihrem Gedankengewirr, fielen ihre Sorgen von ihr ab. Erneut fiel ihr der Vers in Annikas Bibel ein: »Ich habe den HERRN stets vor mich gestellt; weil er zu meiner Rechten ist, werde ich nicht wanken.«
Ich werde nicht wanken!

In diesem Augenblick richtete sich Libby neben dem Gebäude zu ihrer vollen Größe auf. Sie wusste nun, was zu tun war.

»Diesmal bitten wir Gott, uns den Sieg zu schenken!«, sagte sie. »Diesmal sind Dexter und Slick da, wo wir sie haben wollen – wo die Polizei Dexters Haus durchsuchen und Slicks Geldpresse finden kann.«

Schreibend und gebärdend übersetzte Caleb für Peter.

Peter war sofort einverstanden: »Ja!«

»Aber wir brauchen einen Plan«, schrieb Caleb weiter.

Peters blaue Augen funkelten aufgeregt. »Ich habe einen. Wir müssen sie dazu bringen, uns zu folgen.«

Libby starrte ihn an. »Du bist verrückt!«, rutschte es ihr heraus. »Ich kann nicht mehr rennen.« Doch noch während sie sich mit der Hand die Stirn abwischte und dann die Gebärde für *Renn vor jemandem davon!* machte, begann sie zu lachen. »Das meinst du doch, nicht wahr?«

Aus Peters Gesichtsausdruck zu schließen, schien er zu erraten, was sie sagte. Peter blickte zuerst Libby, dann Caleb und Jordan an und antwortete: »Wir kön-

nen schneller rennen als zwei Männer, nicht wahr? Wartet hier. Ich bin gleich zurück.«

Hinter den Gebäuden, die sie vor Dexters und Slicks Blicken schützten, warteten Libby, Caleb und Jordan. Als Peter zurückkehrte, grinste er zufrieden.

»Mein Freund, der Polizeidirektor, ist im Dienst. Er sammelt gerade ein paar Männer, die ihm helfen. Wir müssen ihnen Dexter und Slick nur in die Arme führen.«

Sobald Peter ihnen seinen Plan erklärt hatte, eilten sie alle zum Galena River zurück. Auf dem Weg zum Fluss achteten sie darauf, nicht entdeckt zu werden. Als sie am Fluss angekommen waren, blieben sie kurz in der Nähe der Dampfschiffe stehen. Dann, als wären sie eben eingetroffen, machten sie sich auf den Weg ins Stadtzentrum. Diesmal führte Peter sie die Straße entlang, die an Dexter und Slick vorbeiführte. In der Nähe des Durchgangs zwischen den beiden Gebäuden ging Peter auf die andere Straßenseite hinüber. Er ging ein wenig voraus und drehte sich zu den anderen um, als spräche er mit ihnen. Während sie an der Stelle vorbeigingen, an der sich die beiden Männer versteckten, warf Peter unauffällig einen Blick zu den Schatten.

Beinahe gleichzeitig gebärdete er Dexters Namen. Doch Peter erhöhte sein Tempo nicht und führte die anderen auf die Hauptstraße. Als sie um die Ecke bogen, riskierte Libby einen kurzen Blick zurück. Die zwei Männer folgten ihnen.

Die kurvenreiche Straße war von neuen, rot strahlenden Backsteingebäuden umgeben. Auf der vom Fluss abgewandten Seite erhob sich ein hohes Kliff direkt hinter den Geschäftshäusern.

Um sie herum wimmelte es von Leuten, die eilig die verschiedenen Läden aufsuchten. Alle schienen sich nur um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, und niemand schien Peter zu bemerken. Als er nun seine Schritte beschleunigte, gingen auch die Männer schneller. Jedes Mal, wenn Peter schneller wurde, hielten sie mit ihm Schritt.

Dann hörte Libby, wie sich ihnen auf dem Gehweg von hinten dumpfe Schritte näherten. Mit wachsender Angst warf sie einen weiteren kurzen Blick hinter sich. Dexter und Slick holten auf.

Einige Augenblicke später blickte Peter sich um. Als sähe er die Männer zum ersten Mal, begann er zu rennen.

Plötzlich schrie Dexter auf, als wäre er bestohlen worden: »Diebe! Haltet sie!«

Annikas Decke

Auf der Straße drehte sich eine Frau zu Dexter um, als fragte sie sich, was sie tun sollte. In diesem Augenblick machte Peter einen Satz und rannte die Straße hinunter. Plötzlich verschwand er.

Wo ist er?, fragte sich Libby mit klopfendem Herzen. Nach Dexters Drohung wurde Libby beim Gedanken daran, dass Peter gefangen werden könnte, von Panik erfüllt.

Dann sah sie Peter drei Gebäude weiter vorn hinter einem großen Mann hervorkommen. Auf dem Gehweg neben der Straße flitzte er zwischen den Leuten hindurch wie ein erschrecktes Kaninchen. Caleb folgte ihm, dann kam Jordan, und Libby war auch nicht weit hinter ihnen.

Schreckerfüllt blickte sie zurück. Dexter kam nun schnell näher. Doch Slick überholte ihn sogar noch – seine Schuhe donnerten auf dem Gehweg.

Bei einem hohen Backsteingebäude verschwand Peter schon wieder. *Wo ist er?*, fragte sich Libby erneut.

Dann rannte Caleb durch eine Türöffnung und verschwand, gleich darauf verschwand auch Jordan.

Als Libby sich der Tür näherte, sah sie Peter fast völlig hinter der Wand versteckt in der Öffnung stehen. »Schnell!«, spornte er sie an und raste ins Gebäude.

Während er durch den Laden zum hinteren Teil des Gebäudes rannte, folgte Libby ihm auf den Fersen. Dann kam sie zu einer Treppe. Peter war bereits halb oben. Jordan hatte ihn inzwischen überholt. Ganz oben

blickte Caleb nach unten und wartete, bis Libby sie einholte.

Diese und dann eine weitere Treppe hinauf lief Libby. Völlig außer Atem kam sie schließlich im dritten Stock an. Caleb und Jordan wurden langsamer, weil sie nicht weiterwussten, doch Peter lief an ihnen vorbei und rannte durch eine Tür nach draußen.

Eine Tür? Eine Tür aus dem dritten Stock?

Doch Libby hatte keine Zeit, um länger darüber nachzudenken. Von unten kamen schwere Schritte die Treppe herauf.

Erneut eilte Libby den Jungen hinterher. Als sie durch die Tür im dritten Stock rannte, lief Peter immer noch vorne und rannte über eine Eisenbrücke zwischen der Tür und der höher gelegenen Straße. Nochmals warf Libby einen Blick zurück. Dexter hatte das obere Ende der Treppe erreicht.

Die Brücke schepperte unter Libbys Füßen. Durch das Eisengitter blickte sie auf den Boden drei Stockwerke unter sich. Für einen Augenblick bekam sie weiche Knie. Sie musste leer schlucken und sich zwingen weiterzurennen.

Nun hatte Libby Seitenstechen von dem schnellen Lauf, doch sie rannte weiter. Nicht weit von ihr entfernt standen einige Gebäude. Hinter einem Gebäude befand sich ein großer Baum. Plötzlich scherte Peter nach links aus und verschwand hinter dem Baum.

Kurz darauf verschwanden auch Jordan und Caleb. Als Libby ihnen folgte, rannte sie dem Polizeidirektor direkt in die Arme. Er hielt sie fest und flüsterte: »Tritt beiseite.«

Libby gehorchte. Sie blickte sich um und sah sechs oder sieben Männer in der Nähe warten. Jetzt kamen Dexter und Slick um den Baum gerannt. Sofort wurden sie von den Männern umringt. Zwei von ihnen packten Slick. Der Polizeidirektor ergriff Dexter und drehte ihm die Arme auf den Rücken.

Eine kurze Zeit lang wehrte sich Dexter wie wild, um freizukommen. Dann, als er die danebenstehenden Männer sah, hörte er auf zu kämpfen. Mit wutverzerrtem Gesicht blitzte Dexter Peter an: »Ich werde mich *trotzdem* an dir rächen!«

Peter drehte Dexter den Rücken zu und weigerte sich, ihn länger anzuschauen. Doch Libby bemerkte den Schmerz in Peters Augen. Er brauchte Dexters Worte gar nicht zu hören. Mit allen Fasern seines Seins wusste Peter, dass Dexter genau das tun würde: sich auf irgendeine Weise rächen. Als der Polizeidirektor und die anderen Männer Dexter und Slick abführten, blickte Peter ihnen nach.

Dann fiel Libby plötzlich Papas Darlehen ein. »Wie viel Uhr ist es?«, fragte sie.

Im selben Augenblick sagte Peter: »Gehen wir!« Zuerst eilten sie die Straße entlang und stiegen dann eine lange, steile Treppe hinunter, die zur Hauptstraße führte. Dort zeigte Peter auf eines der schönen neuen Backsteingebäude.

Während Peter und Jordan warteten, überquerten Libby und Caleb die Straße. Libby klopfte an die Tür des Hauses, und ein Mann bat sie herein. Im Flur befand sich eine große Standuhr. Die Zeiger zeigten auf 15:50 Uhr.

»Sind Sie Herr Thompson?«, fragte Libby. »Ich veretrete meinen Vater, Nathaniel Norstad, Kapitän der *Christina*.«

»Kommt herein, kommt herein«, antwortete der Herr. Er führte sie in einen Raum mit einem großen Tisch. Libby und Caleb holten die Geldscheine heraus und legten sie einen nach dem anderen auf den Tisch. Genau in dem Augenblick, als sie den letzten geschuldeten Dollar auf den Tisch legten, schlug die Standuhr viermal.

Als Herr Thompson eine Quittung ausfüllte, lächelte er. »Das ist die interessanteste Rückzahlung, die ich je erlebt habe. Aber es ist alles da.« In großen Buchstaben schrieb er über die Quittung: VOLLEN BETRAG DAN-KEND ERHALTEN.

»Sag deinem Vater, dass es ein Vergnügen ist, mit ihm Geschäfte zu machen. Und mit euch.«

Libby lächelte. Endlich fiel das Gewicht, das sie so lange mit sich herumgetragen hatte, von ihr ab.

»Die *Christina* ist frei!«, rief sie aus, als sie und Caleb wieder draußen waren. »Frei, frei, frei!« Am liebsten wäre sie herumgerannt und hätte es der ganzen Welt verkündet.

Dann dachte sie an Jordans Familie. *Ist heute auch für sie ein Feiertag? Wo ist Micah Parker jetzt?*

Während Caleb, Jordan und Peter zur Polizei gingen, um sie über die Geldpresse in Dexters Haus zu informieren, eilte Libby durch die Straßen. Sie konnte es kaum erwarten, Jordans Schwester Serena wiederzusehen.

Jordans Mutter arbeitete für einen Dampfschiffkapitän, dessen Frau ihre Villa in eine Pension

umbauen ließ. Jordans Familie wohnte am anderen Ende des großen Grundstücks im oberen Teil des Nebenhauses.

Als Serena die Tür ihres Hauses öffnete, warf sie einen Blick auf Libby und schrie überrascht auf: »Und wo mein Bruder is'?«

»Jordan ist auf dem Weg«, erzählte Libby ihr. »Ist dein Daddy schon zu Hause?«

Statt zu antworten, kicherte Serena. Sie hatte also ein Geheimnis, das sie nicht verraten wollte. Doch Libby wusste, wie sie die Information aus Serena herauskitzeln konnte.

»An dem Tag, an dem dein Daddy heimkommt, ist Jordans Geburtstag«, erklärte Libby ihr.

»Sein Geburtstag?« Serenas dunkelbraune Augen blickten fragend. »Woher du weißt das?«

Schnell erzählte Libby ihr von der Feier an ihrem vierzehnten Geburtstag auf der Steilklippe bei Hannibal, Missouri. Als sie Jordan nach seinem Alter gefragt hatte, hatte er es nicht gewusst. Genauso wenig wusste er, wann sein Geburtstag war.

Libby machte eine kurze Pause, um sicherzugehen, dass Serena verstand, was sie sagte. »Dann sagte Jordan mir: ›Ich will, dass mein Geburtstag dann ist, wenn ich weiß, dass mein Daddy frei ist.««

Serenas Augen blickten wieder verschmitzt. »Dann heiz ein, Libby«, meinte sie. »Wir 'nen Kuchen backen.«

Trotz der Augusthitze nahm Libby Holzspäne und danach kleine Stücke gespaltenes Holz. Nach und nach fügte sie größere Stücke hinzu, bis die Hitze des Ofens

den Aufenthalt in der Küche schier unerträglich werden ließ. Inzwischen hatte Serena alle Zutaten für einen Kuchen gemischt.

»Verheimlichst du mir etwas?«, fragte Libby sie.

Serena wollte nichts verraten, doch als sie die Form in den Ofen schob, zwinkerte sie Libby zu. Der Kuchen war fertig gebacken und kühlte bereits ab, als Caleb, Jordan und Peter ankamen. Serena hatte sogar Zuckerguss vorbereitet.

Erst jetzt sagte Serena zu ihrem jüngeren Bruder Zack: »Geh und schau, ob Mamma kann kommen heim.«

Serena nahm den Kuchen und trug ihn nach draußen und dann die Treppe in einen kleinen Hof hinter dem Nebenhaus hinunter. Auf dem Boden breitete sie ein Tischtuch aus, und alle versammelten sich um dieses: Serena, Zack und ihre kleine Schwester Rose, ihre Mamma und Jordan, Libby, Caleb und Peter.

Serena beugte sich nach vorn und stellte den Kuchen mitten auf das Tischtuch. Dann begann sie mit allen anderen zu singen. Mit allen außer Jordan.

»Alles Gute zu *mein'* Geburtstag?«, fragte er, als sie das Lied zu Ende gesungen hatten. »Warum denkt ihr, dass heute is' mein Geburtstag?«

Libby erinnerte ihn: »Du wolltest, dass dein Geburtstag an dem Tag ist, an dem du weißt, dass dein Daddy frei ist.«

»Frei? Woher du weißt, dass mein Daddy is' frei? Er kann erst richtig frei sein, wenn er ist bei seiner Familie.«

Dann erhellte sich Jordans Miene plötzlich. Auf ein-

mal sprang er auf die Füße. »Daddy!«, rief er. »Wo du versteckst dich?«

Mit großem Gelächter kam Micah Parker um die Ecke des Nebenhauses.

»Daddy!«, rief Jordan erneut aus, als könnte er es kaum glauben, dass seine ganze Familie beisammen war.

Ah!, dachte Libby. *Jordans Vater ist schon eine Weile hier. Vielleicht sogar schon vier oder fünf Tage.*

Dann öffnete Micah seine Arme und streckte sie weit aus. »Komm, sei mein' Familie!«, rief er. Sofort warf Zack seinem Vater die Arme um die Hüfte. Die kleine Rose folgte ihrem Bruder und umarmte das Bein ihres Vaters. Micah umfing Serenas Schulter und schloss Jordan in die Umarmung ein. Mit dem anderen Arm umfing er seine Frau.

Mit seiner Familie um sich herum versammelt, sah Micah stolz aus und erinnerte Libby dabei an Jordan. Micah hob den Kopf, blickte nach oben und sprach leise: »Danke, Herr!«

Dann glitt ihm eine Träne die Wange herunter. Weitere Tränen folgten, und Micah neigte den Kopf. Als er zu schluchzen begann, fielen seine Tränen auf Jordans Gesicht.

Schließlich war es Zeit, sich von Jordans *Gib-nie-auf-Familie* zu verabschieden. Libby, Caleb und Peter gingen die im Schatten von Bäumen liegende Straße hinunter.

»Glaubst du, Papa ist schon hier?«, fragte Libby. Die Parker-Familie beisammen zu sehen, löste in Libby Sehnsucht nach ihrer eigenen Familie aus.

Sobald es möglich war, blickte Libby den steilen Hügel hinunter auf den Galena River. Dort hinter den hohen Backsteingebäuden an der Hauptstraße erblickte sie die *Christina*, die am Ufer vertäut war.

»Seht ihr sie?«, fragte Libby stolz. Sie war froh, dass sie genug Gebärden kannte, um auch für Peter zu kommunizieren. »Ist sie nicht das schönste aller Dampfschiffe?«

Doch dann fiel Libby noch etwas anderes auf. Hoch oben auf dem Sturmdeck hing eine Steppdecke an der Reling. Eine Steppdecke mit einem cremefarbenen Hintergrund und dunkelroten und dunkelblauen Stücken. Von ihrem Standpunkt aus konnte Libby sogar die Spuren sehen, die die bunten Stücke auf dem Stoff formten: die Schienen der »Untergrundbahn«, die nach Norden führten.

Libby blieb der Atem stehen. »Meine Decke, das Zeichen für Sicherheit und Geborgenheit! Annika muss sie aus meiner Kajüte genommen haben!«

Blitzartig kamen ihr die Worte der Lehrerin in den Sinn. »*Libby, immer wenn du deine Steppdecke anschaust, denke bitte an meine Worte. Egal, was zwischen deinem Vater und mir geschieht: Ich bin Teil deiner ›Gib-nie-auf-Familie‹.*«

Egal, was geschieht ... Doch nun hoffte Libby von ganzem Herzen, dass die Steppdecke mehr bedeutete. *Vielleicht haben sich Papa und Annika ja angefreundet, während ich weg war?*

Libby begann zu rennen. Sie rannte direkt auf die *Christina* zu.

Danksagung

Hast du einen besonderen Code, den nur du und dein bester Freund oder deine beste Freundin kennen? Oder hast du mit deinem Bruder oder deiner Schwester ein Geheimzeichen abgemacht, damit ihr euch eine geheime Botschaft übermitteln könnt?

Es macht Spaß, sich Zeichen und Signale auszu-denken, doch für entlaufene Sklaven konnten sie über Leben und Tod entscheiden. Oft mussten sich flüchtige Sklaven entscheiden, ob eine ihnen angebotene Hilfe eine Falle war oder ob es sicher war, sie anzunehmen. Entkommene Sklaven mussten immer auf der Hut sein, schnell denken und mutig handeln.

Wenn du mit einem Freund ein Zeichen benutzt, kannst du festlegen, was es bedeutet. Bei der »Untergrundbahn« gaben oft Fremde Fremden ein Zeichen. Das hieß, dass die Signale unmissverständlich sein mussten. Da die meisten Sklaven nicht lesen lernen durften, konnten keine geschriebenen Wörter verwendet werden. Was flüchtigen Sklaven half, waren sichtbare Symbole oder hörbare Lieder und Kennwörter.

Zeichen und Signale waren oft getarnt. Im Band 4, *Der Schatz des Betrügers*, stellte Dr. Thomas Brown eine Laterne auf einen Pfosten in seinem Hinterhof. Die Leute dachten, die Laterne gebe Dr. Brown Licht, wenn er nächtliche Hausbesuche machen musste. In Wirklichkeit teilte die Laterne flüchtigen Sklaven mit: »Es ist ungefährlich, an diese Tür zu klopfen.«

Eine besondere Art, wie Sklaven auf ein Kennwort

reagierten, ist mit Harriet Tubmans mutigen Befreiungsaktionen verknüpft. Wie der Israelit Mose führte Harriet ihr Volk aus der Gefangenschaft. Ein Flüstern ging von einem Sklaven zum nächsten. *Mose! Mose kommt!* Diejenigen, die flüchten wollten, waren bereit, mit ihr zu gehen.

Der starke Glaube an den Herrn trug die Sklaven durch äußerst schwierige Zeiten hindurch. Da sie die Bibel gut kannten, konnten sie die darin enthaltenen Themen als Geheimzeichen benutzen. Diese Codes wurden Teil ihrer Spirituals – den Wechselgesängen, die sie einander beim Arbeiten auf den Feldern zusangen. Im Band *Flucht in der Nacht* singt Jordan »Let my people go!«. Weil sie ebenfalls litten, verstanden die Sklaven das Leiden der Israeliten, die vom Pharao gefangen gehalten wurden. Der Schrei des Spirituals spiegelte ihre eigene Sehnsucht nach Freiheit wider: »Lass mein Volk ziehen!«

»I got shoes, you got shoes, all God's children got shoes« (im Band *Wettkampf um die Freiheit*) war ein Protestlied. Der Himmel stand für eine Zeit, in der es keine Trennungen aufgrund von Rasse oder sozialem Stand mehr gab. In Gottes Gegenwart war Freiheit. Für Jordan und alle Menschen, die er repräsentiert, war Sklaverei nicht Teil von Gottes Willen.

Im Lied »Steal away to Jesus« (im Band *Befreiung um Mitternacht*) singt Jordan von dem Herrn, an den er glaubt. Er drückt seinen Glauben an Gottes Bewahrung aus und sagt seiner Familie: »Kommt! Die Zeit wegzulaufen ist gekommen. Flieht mit mir!«

Die Geschichte der »Jakobsleiter« stammt ebenfalls

aus der Bibel. Der Spiritual »*We are climbing Jacob's ladder*« (aus dem Kapitel *Die Jakobsleiter* in diesem Buch) und die Steppdecke mit der Jakobsleiter, die im westlichen Kentucky als das Muster der »Untergrundbahn« bekannt ist, vereinen zwei Arten von Signalen, die uns an die Hoffnung auf Freiheit und bleibende Sicherheit erinnern.

Da Frauen ihre Decken üblicherweise über Sträucher, Geländer oder Wäscheständer hängten, um sie auslüften zu lassen, taten die Leute, die flüchtigen Sklaven halfen, dasselbe. Neben dem Jakobsleiter-Muster waren wahrscheinlich auch andere Muster mit der »Untergrundbahn« verbunden. Der Nordstern symbolisierte den Stern, der entlaufenen Sklaven auf ihrer Flucht in die Freiheit die Richtung wies (siehe Band *Befreiung um Mitternacht*). Auf der üblichen Blockhüttendecke bedeuteten die roten oder gelben Farben in der Mitte ein willkommen heißendes Licht oder die Wärme eines Feuers. Ein schwarzes Mittelstück bedeutete: »Hier ist es sicher.«

Meine Dankbarkeit gilt Charles L. Blockson, Kurator der afroamerikanischen Abteilung der Temple University, Philadelphia, und Verfasser des Buches *The Underground Railroad*. Zu einem entscheidenden Zeitpunkt hat er mir genau die Ermutigung gegeben, die ich benötigte. Ich danke Dr. Raymond G. Dobard, Professor für Kunstgeschichte an der Howard University, für seinen Artikel »A Covenant in Cloth: The Visible and the Tangible in African-American Quilts« im Buch *Connecting Stitches: Quilts in Illinois Life*. Ferner danke ich Howard Thurman für das Buch *Deep River and the*

Negro Spiritual Speaks of Life and Death und Joyce Grabiniski von der *West Des Moines Historical Society* für ihre Nachforschungen sowie Julia Bloch von der *American Quilt Study Group*.

Fünf Schüler – Amy Aillon, Marci Brown, Lyle Clason, Courtney Herrera und Kevlasha Humphrey – sowie ihre Lehrerin Kathleen Crook von der *Illinois School for the Deaf* haben mich zum Geheimzeichen in diesem Buch inspiriert. Danke, dass ihr mir einen so schönen Wandbehang geschenkt habt, der mit dem Jakobsleiter-Muster gesteppt ist. Kathy hat auch meine Fragen bezüglich der Gebärdensprache und meiner Figur Peter beantwortet und viele Stunden investiert, um mein Manuskript zu lesen.

Andere Schüler der *Illinois School for the Deaf* – John Brand III, Kevin Healy, Dusty James, Michael Nesmith, Perlene Theriot und Joe Vieira – hatten großartige Vorschläge, was Peter tun sollte. Mein Dank gilt ihnen und ihrer Lehrerin Nancy Kelly-Jones, der Mitschreiberin Barb Ward und der Übersetzerin Christine Good. Ich danke der Schulleiterin Joan Forney für die Erlaubnis, ihre Tabelle des Fingeralphabets zu benutzen, sowie Marene Mattern, der Hilfslehrerin an »Peters Schule«.

Lois Wood, Referenzbibliothekarin an der *Bloomington Public Library*, hat mir dabei geholfen, die Geschehnisse im Gebiet von Bloomington und Normal zu rekonstruieren. Die Zeitung *Daily Pantagraph* hat *tatsächlich* einen Leserbrief über Glücksspieler abgedruckt, die den Gang in einem Eisenbahnwagen versperrten. Weitere Menschen aus Illinois haben mir

bei meinen Nachforschungen geholfen: H. Scott Wolfe, Geschichtsbibliothekar vom *Galena Public Library District*; E. Cheryl Schnirring, Manuskriptkuratorin, sowie weitere Bibliothekare der *Illinois State Historical Library*; und Phil Germann, Geschäftsführer der *Historical Society of Quincy and Adams County*.

Mein Dank geht auch an den *National Park Service*, das dem US-amerikanischen Innenministerium unterstellt ist, für die Restaurierung von Abraham Lincolns Haus und des Bahnhofsgebäudes, in dem er die geschichtsträchtigen Worte ausgesprochen hat, die uns so viel bedeuten. Am Morgen des 11. Februars 1861 wurde das Bahnhofsgebäude von Springfield, das Libby und ihre Freunde besuchten, zu einem wichtigen Teil der amerikanischen Geschichte. Vom Bahnsteig aus hielt der angehende Präsident Lincoln der Stadt, die er liebte, seine Abschiedsrede.

Der Unfall der *James Mason* und die Tatsache, dass Libby den *Green Tree* sehen wollte, wurde vom Kapitän a. D. Dennis Trone inspiriert, der die *Twilight* und die *Julia Belle Swain* gebaut hatte und 24 Jahre lang Kapitän der *Julia Belle Swain* gewesen war. Dank seiner Erfahrung als Steuermann und seiner ausgeprägten Begabung, Geschichten zu erzählen, wusste er die Gefahren und die schönen Seiten der Flussschifffahrt lebendig darzustellen. Danke, Kapitän Trone, dass Sie damit ein zentraler Teil dieses Buches geworden sind!

Mein Dank gilt auch Harry Alzman sowie Stephan G. Suiter von LeClaire, Iowa. Joann Loete, deren Mann Al ein Nachfahre in sechster Generation von Kapitän Philip Suiter ist, hat mir von diesem begabten Pionier

erzählt, der das Leben in seiner Gegend tiefgreifend beeinflusst hat.

Herr Suiter ließ sich am Ufer des Mississippi nieder, rodete ein Stück Wald und begann das Land zu bebauen. 1837 war die Familienkajüte der Ort der ersten Schule im Bezirk LeClaire. Philip Suiter stellte den Lehrer an und sorgte für Schüler – fünf seiner eigenen Kinder. Er und seine Frau Hannah sowie Tochter Mary Ann gehörten zu acht Gläubigen, die in LeClaire eine christliche Gemeinde gründeten.

1864 erreichte der Mississippi den tiefsten Wasserstand seit Beginn der historischen Aufzeichnungen. Kapitän Suiter brachte an einem herausragenden Felsen in der Nähe seines Hauses eine Markierung an, die von der Regierung als Standardmarkierung für einen tiefen Wasserspiegel übernommen wurde. Er gab seine Liebe für den Fluss auch an seine Söhne und Enkel weiter. Zu den legendären Flussteuermännern von LeClaire gehörten viele Suiters, darunter auch ein Urenkel Philip Suiters.

Wegen der Ulmenkrankheit musste der *Green Tree*, den Libby so liebte, 1964 gefällt werden. Die unterste Holzscheibe hat einen Durchmesser von etwa 6,55 Metern und ist im *Buffalo Bill Museum* in LeClaire, Iowa, ausgestellt.

Lucille Echols, Judy Werness, Mike Foss und Nancy Lee Gauche haben mir genau zur rechten Zeit wichtige Gedankenanstöße gegeben. Sally Dale hat Libbys lange Haare gerettet, indem sie mir verriet, wie man einen abgeschnittenen Zopf wieder ins Haar flechten kann.

Ich bin allen Leuten beim Verlag *Bethany House*

Publishers dankbar, die dazu beigetragen haben, die erste Ausgabe dieses Buches zu meinen Lesern zu bringen. Ein besonderer Dank geht an Rochelle Glöege, Natasha Sperling sowie meinen langjährigen Herausgeber, Ron Klug, für ihre professionelle Hilfe, Weisheit und laufende Unterstützung. Durch die Zusammenarbeit sind wir ein Team geworden. Seid gesegnet, Ron, Rochelle und Natasha – danke, dass ihr sowohl meine Herausgeber als auch meine Freunde seid.

Ich danke allen Leuten bei *Moody Publishers*, die dazu beigetragen haben, diese Bücher als »Freedom Seekers«-Reihe neu herauszugeben: Deborah Keiser, Mitherausgeberin von River North, für ihr Planen und visionäres Leiten; Michele Forrider, Audience Development Manager, Brittany Biggs, Carolyn McDaniel, Bailey Utecht und Pam Pugh, Hauptprojektleiterin, für ihre Aufsichtsführung, ihr Management und ihre Detailarbeit, die dieses Buch zur Vollendung gebracht haben. Ebenso danke ich auch der Grafikerin Odessa Sawyer.

Ein großes Dankeschön auch an alle Leute, die an dieser deutschen Ausgabe der Reihe »Der Abenteuerfluss« gearbeitet haben. Ich danke Oliver Reichl, Lektor bei CLV, dafür, wie er stets die Übersetzung meiner Bücher ins Deutsche beaufsichtigt.

Und Franziska Sägesser – kann ich dir noch viele Male sagen, wie schön es für mich ist, dass du als eine Leserin in der Schweiz zur Übersetzerin meiner Bücher geworden bist?

Wie immer kann ich nicht genug betonen, wie sehr ich die Ideen, die Kreativität und die Ermutigungen

meines Mannes schätze. Ohne dich, Roy, wäre dieses Buch nie geschrieben worden. Mit dir ist es zu einem Buch geworden, das ich gerne geschrieben habe.

Schließlich danke ich euch allen, meinen treuen Lesern. Eure Briefe und E-Mails kommen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten und aus über vierzig Ländern weltweit. Ich grüße euch alle ganz herzlich.

Was geschieht als Nächstes ...?

Mitten in der Nacht wacht Libby auf. *Es ist still. Zu still.* Dann die schnellen Schläge einer Schiffsglocke. Libby rutscht das Herz in die Hose. *Was ist los? Was ist geschehen? Wo ist Papa?* Kurz darauf hört Libby draußen auf dem Deck das Schlagen von Schaufelrädern auf das Wasser. Im dichten Nebel bläst ein Dampfschiff. Ein Dampfschiff, das sich ihnen zu schnell nähert. Libby packt Annikas Arm und reißt sie von der Reling weg. *Lauf!*

Doch mitten in der Dunkelheit und der Gefahr erklingen die hohen Töne eines begabten Geigers. Wer ist er? Warum scheinen seine Augen ein Geheimnis zu verbergen? Warum müssen sowohl Jordan als auch Peter beschützt werden?

Drei Verdächtige. Drei Richtungen, aus denen Gefahr zu kommen scheint. Können Libby, Caleb, Jordan und Peter die Rätsel lösen, die ihnen begegnen? Und was ist mit Annika passiert? Wird sie für die *Gib-nie-auf-Familie* der *Christina* für immer verloren sein?

Der Abenteuer-Fluss 6

Das Geheimnis des Geigers